

Bildung • Wissenschaft • Kultur
im Raum der Kirche

inklusive
Chemnitz Dresden
PROGRAMMÜBERSICHT
Freiberg Leipzig
Seite 12/13

Bindung und Bildung

■ Menschen gehen so wenig wie möglich Bindungen ein. Sie wollen frei bleiben. Geschichtliche Entwicklungen und Forderungen der Gegenwart haben zu solcher Haltung geführt. Die politischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts entstanden auf der Grundlage von Forderungen bedingungsloser Bindung des Einzelnen an den Geist deformierender Ideologien, ritualisiert in der Verklärung großwahnsinniger Führer und Sekretäre durch gebundene Menschenmassen. Die oft erzwungene Bindung an Parteien und Institutionen unter einer von Macht besessenen Klassenpartei als Pfand für persönliche und berufliche Entwicklung hat nach dem Fall der Mauer bei vielen Menschen mit dem Griff nach Freiheit und Demokratie zur prinzipiellen Ablehnung jeglicher Bindungsanforderungen geführt. Die schrittweise Auflösung von Familienverbänden brachte das Hinterfragen der Ehe und die Suche nach anderen Formen des Zusammenlebens und

deren Umsetzung mit sich. Für die Wirtschaft ist eine in früheren Zeiten übliche Jahrzehnte lange Treue des Arbeitnehmers zum Unternehmen nicht mehr attraktiv. Der flexible, überall einsetzbare Arbeitsmensch ist gefragt. Bindungen sind nur Hürden für globales Wirtschaftsdenken.

Das ist der Zustand, mit dem alle Bemühungen, die heute geistige Bindungen aufbauen wollen, rechnen müssen. Für Menschen, die sich einer festen Bindung bewusst sind, und für die Räume, die solche Bindungen anbieten, heißt es heute mehr denn je, sich zu öffnen.

Vor solchen Räumen kann man nun Schwellen aufrichten oder zu barrierefreiem Zugang einladen: die Räume weit offen halten, eine große Vielfalt zur Begegnung zwischen Meinungen und Menschen schaffen, das politische, wirtschaftliche, das religiöse und persönliche Leben thematisch in diese Räume

für Bindungen hineinholen. Die Suchenden werden gesucht, die Interessierten dort abgeholt, wo sie sich eben befinden. Der kirchliche Raum wartet nicht; er bietet sich an. Er bietet Bildung an, und über solches Angebot entsteht über kurz und lang Bindung.

Es ist nicht so, dass es ähnliche Angebote inzwischen nicht in Hülle und Fülle gibt. Der kirchliche Raum jedoch bietet sich in seinem Idealzustand mit einmaliger Atmosphäre aus geistigem Anspruch, helfender Religiosität, machtloser Freiheit, demütiger Offenheit, ohne Angst vor der Welt an: unabhängig von Menschen, deren Absichten und Themen, die sie besprechen, und unabhängig vom Ausgang der Diskussionen, die sie führen. Ein sakraler Raum ist solcher Bildungsraum noch nicht, aber er könnte gut und gerne den Weg zu einem wieder erneuerten oder gänzlich neuen Verständnis christlicher Werte weisen.



Zulassen

Die grüne Brandung der Bäume im Gutshofpark, die der Wind peitscht. Wie sie wirbeln und schäumen, die Laubwogen!...

Es wird keine bessere Zeit kommen. Sie ist immer schon da. Und kann nur ein Leben lang versäumt und unentdeckt bleiben.

Botho Strauß, Die Fehler des Kopisten, München 1997



„Das Wesentliche wird uns geschenkt“

Interview mit Bischof Joachim Reinelt



Bischof Joachim Reinelt

■ Bischof Joachim Reinelt feierte im Oktober seinen 70. Geburtstag. Dies war uns Anlass, mit ihm folgendes Gespräch zu führen.

Mit der „Neuen Armut“ steht die soziale Gerechtigkeit wieder auf dem Prüfstand. Die Politik hat noch keine befriedigenden Antworten gefunden. Was hat die katholische Kirche dazu zu sagen?

Das ist in der Wettbewerbsgesellschaft wie beim Sport: Es wird immer Gewinner und Verlierer geben. Nicht jeder kann es auf die ersten Plätze schaffen. Mancher Sportler landet auf Platz 48, hat aber genauso trainiert wie ein Medaillengewinner. Übertragen bedeutet das: Mit der Verschärfung des Wettbewerbs werden immer mehr Menschen in der Gefahr stehen, zu den Verlierern zu zählen. Daraus ergibt sich ein schweres soziales Problem. Allerdings: Deshalb von „Unterschicht“ zu sprechen, ist kontraproduktiv. Das verletzt mehr, als es hilft. Wir sollten vielmehr die Augen aufmachen und genau prüfen, wo unsere reiche Gesellschaft systematisch einen Ausgleich schaffen muss, damit niemand ins Abseits gerät. Das ist eine komplizierte Aufgabe, bei der es mit ein paar wohlmeinenden Ideen nicht getan ist!

Grundsätzlich gilt: Der freie Markt ist eine in sozialer Hinsicht wichtige Institution, weil er effiziente Ergebnisse in der Produktion der Güter und Dienstleistungen sichern kann. Aber er findet seine Berechtigung nicht in sich selbst, sondern hat dem übergeordneten Ziel des Gemeinwohls zu dienen und ist damit in moralischen Zielsetzungen zu verankern. Sonst wird der Markt zum Götzen gemacht. Deshalb muss der Staat eine wirtschafts- und sozialpolitische Rahmenordnung setzen, um wirtschaftliche Effizienz

besser mit den Prinzipien der politischen Beteiligung und der sozialen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Müsste die Kirche mehr ihre Stimme erheben oder wird sie ohnehin nicht gehört?

Die Stimme der Kirche ist bei bedeutenden Sozialpolitikern absolut erwünscht. Allerdings kann die Kirche keine detaillierten technischen Lösungen vorlegen. Damit würde sie sich eine Kompetenz anmaßen, die ihr nicht zusteht. Vielmehr nimmt sie in ihrer Soziallehre bewusst den Dialog mit allen relevanten Wissenschaften auf. Dabei versucht sie, auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes gegen die Gefahr einer ethischen Erblindung der bloß instrumentellen Vernunft die Prinzipien der Gemeinwohlorientierung, der Subsidiarität und der Solidarität in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen.

Meinem Eindruck nach findet dies nicht nur in der Politik, sondern gerade auch bei zivilgesellschaftlichen Organisationen und Bewegungen Beachtung. Vor allem Letzteres ist keinesfalls gering zu schätzen.

Sie sind Vorsitzender der Caritas-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz. Wie reagiert die Caritas auf das Problem?

Wir haben in den Werken und Verbänden der Kirche eine gesellschaftliche Kraft, die sich der in Not Geratenen besonders annimmt. Die Caritas ist hier vorbildlich. Sie erarbeitet Monat für Monat sehr konkrete Antworten auf die aktuellen sozialen Fragen, ist aber natürlich nur eine Stimme in unserer pluriformen Gesellschaft. Aber eine Stimme, die gehört wird! Denn die Caritas ist ganz nahe dran an der tatsächlichen Situation der Menschen. So nimmt sie aus der alltäglichen Erfahrung den konkreten Menschen mit seiner unveräußerlichen Würde in den Blick und nicht nur einen abstrakten sozialpolitischen „Fall“.

Im Gemeindeleben kommen Arbeitslose und Arme oft gar nicht vor. Fehlt da nicht etwas?

Die Gemeinden sind mit dieser Problematik meistens überfordert. Wenn ich wirksam helfen will, setzt das ja wirkliche Fachkenntnis voraus. Deswegen sind die Diözesan- und Ortsverbände zuständig für die konkrete Hilfe. Und deren Einsatz ist sehr effektiv, auch in unserem Bistum. Dennoch bleibt natürlich die Herausforderung, im alltäglichen Gemeindeleben auf die blinden Flecken in der eigenen Wahrnehmung zu achten. Hier ist vor allem das lebendige Miteinander in der Gemeinde wichtig, wo jeder als Mitchrist

geschätzt wird – ohne Ansehen von Beruf und sozialer Stellung.

Sie wollen, dass Kirche offen auf Nichtgläubende zugeht. Aber viele Gläubige und Gemeinden tun sich schwer, ihre wohlige Nestwärme zu verlassen. Würden Sie sich mehr Initiative erwarten?

Auf jeden Fall müssen wir da lebendiger werden. Unsere Gemeinden haben noch nicht alle Ressourcen ausgeschöpft. Kirche öffnen, in den Dialog eintreten, auf den Mitmenschen zugehen, das wird heute von der Gesellschaft nicht mehr skeptisch beurteilt. Man ist eher enttäuscht von einer Kirche, die sich zurückzieht – gerade weil nicht wenige Menschen an Orientierung interessiert sind.

In einer solchen Situation gibt es viele, teilweise noch unzureichend realisierte Möglichkeiten: von den persönlichen Kontakten des Einzelnen bis zu Aktivitäten des Bistums, der Gesamtkirche, vor allem aber starker Gruppen innerhalb der Kirche. Gruppen waren früher eher introvertiert, können heute aber leichter Brücken bauen: Eine Arbeitnehmergruppe der Kirche findet leicht Kontakt zu gewerkschaftlich organisierten Gruppen. Eine Gruppe katholischer Intellektueller kann sich leicht mit ähnlichen Gruppen im säkularen Bereich austauschen. Da gibt es sogar viele Erwartungen und Wünsche an uns, die noch immer auf eine Antwort warten.

Die katholische Kirche baut auf die Familie als Keimzelle der Gesellschaft. Aber die Gesellschaft scheint sich immer mehr vom bisherigen Familienbild zu verabschieden, was sich auch in den Gemeinden niederschlägt.

Gar keine Frage: Diese Entwicklung ist nicht nur für die Kirche bedenklich, sondern auch ein großer Schaden für die gesamte Gesellschaft. Meines Erachtens muss vor allem der Familienbegriff wieder geklärt werden. Definiert man Familie als eine Personenkonstellation, die Kinder hat – nach dem heute oft zu hörenden Slogan: Familie ist da, wo Kinder sind –, befindet man sich schon auf der schiefen Bahn. Eine solche Fehlinterpretation des ursprünglichen Verständnisses von Familie sollte überwunden werden. Da werden wir noch einige Kämpfe durchstehen müssen. Denn diese liberalisierende Tendenz kann ganz schnell dazu führen, dass jeder nur noch selbst bestimmt, was für ihn Familie ist

und welchen Wert er ihr zumisst. Das ist auf Dauer nicht nur für die Familie, sondern auch für den Einzelnen wie für die Gesellschaft schädlich.

In diese gesellschaftliche Debatte bringen wir immer wieder die christliche Sicht der Familie ein: Die Familie, die aus der Ehe zwischen Mann und Frau erwächst, ist Grund- und Lebenszelle der Gesellschaft. Ihr muss der Vorrang vor Gesellschaft und Staat eingeräumt werden. Anerkennung, Achtung und Stärkung der natürlichen Rechte der Familie müssen sich dann konsequenterweise in einer wirkungsvollen Familienpolitik nieder-

alisierung. Das müssen unsere Gemeinden noch besser erfassen. Einige gehen da forscheran, aber viele sind noch ängstlich und vorsichtig. Das ist natürlich ein Entwicklungsprozess, der auch Zeit braucht, den ich aber weiter befördern möchte.

Das zweite: Mit dem Projekt „Gemeinde im Aufbruch“ möchte ich das schwächer gewordene Sakramenten-Bewusstsein wieder ins Licht setzen. Ich meine damit: Als Christen leben wir aus der liebenden Zuwendung Gottes, der unserem eigenen Tun zuvorkommt. Sein Engagement für uns weckt und trägt unser Engagement für ihn



schlagen. Ich denke, die Klarheit dieser Sicht ist ein Pfund, mit dem wir wuchern können. Es gibt inzwischen auch viele bedeutende Persönlichkeiten, die nicht unserer Kirche angehören, aber diese Klarheit sehr schätzen.

Sie haben kürzlich Ihren 70. Geburtstag gefeiert. In fünf Jahren werden Sie dem Papst Ihren Rücktritt anbieten. Was haben Sie noch für Pläne oder Herzensanliegen?

Das erste ist gerade diese offene Kirche. Das war mein Anliegen schon zur DDR-Zeit, weil die Abwehrhaltung gegenüber den staatlichen oder gesellschaftlichen Angriffen die Gefahr mit sich brachte, einseitig zu werden. Aber heute haben wir eine offene Gesellschaft. Wir können uns frei bewegen zwischen Menschen unterschiedlicher Sozi-

und unsere Mitmenschen. Das ist ein wichtiger Punkt, weil sofort alles Aktivwerden der Christen falsch wird, wenn wir glauben, das Wesentliche müssten wir selbst tun. Das Wesentliche wird uns geschenkt! Dies steht im krassen Gegensatz zur Mentalität der Wettbewerbsgesellschaft, über die wir am Anfang sprachen. Aber man muss gewissermaßen Gefäße haben, um die Geschenke empfangen zu können. Diesen Zusammenhang möchte ich in den nächsten fünf Jahren besonders herausstellen.

Das Interview führte Clemens Behr.

Der grenzenlose missionarische Auftrag

Interview mit Dr. Joachim Klose

■ *Das Kathedralforum Dresden wurde im Jahr 2000 gegründet und ist seitdem aus den geistigen und geistlichen Angeboten der Stadt nicht mehr wegzudenken. Inzwischen kamen Foren in Leipzig, Freiberg und Chemnitz hinzu, alle vereinigt unter dem Dach der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen. Die Aufbauarbeit und erfolgreiche Etablierung dieser Bildungsplattformen einschließlich der Gründung von „insicht“ lag in den Händen von Akademiedirektor Dr. Joachim Klose – bisher. Er scheidet zum Jahresende aus dem Dienst des Bistums aus. In den vergangenen sieben Jahren boten die Foren zahlreiche Veranstaltungen an, die seither ebenso ein fester Teilnehmerstamm besucht wie nur an einzelnen Themen interessierte Zuhörer.*

Aus Anlass des Aufgabenwechsels führte „insicht“ mit Dr. Klose nachstehendes Interview.

Sie haben das Kathedralforum in Dresden und die Foren in den anderen sächsischen Universitätsstädten als Bildungsräume der katholischen Kirche auf- und ausgebaut. Wie definieren Sie diesen Bildungsraum, wie weit schreiten Sie ihn thematisch aus und wie sieht seine beste Gestaltung aus?

sollten Brücken sein, die aus dem kirchlichen Raum in den säkularen ragen und so gegenseitiges Verstehen und Annäherungen ermöglichen. Die Herausforderung unserer Gesellschaft liegt in ihrer großen Gottvergessenheit. Es muss wieder möglich sein, von Gott zu reden und die Grundlagen des Glaubens als gleichberechtigten Lebensentwurf einzubringen. Thematisch wird alles zur Sprache gebracht, was existentiell interessiert und berührt. Unter dieser Voraussetzung gibt es wenige Themen, die ich nicht anbieten würde, allerdings würde ich die Themen immer unter Rücksicht ihrer existentiellen Dimension qualifizieren. Die einzige Teilnahmevoraussetzung ist die faire Beteiligung am Dialog. Ich wünschte mir immer, dass die Foren offene Diskussionsplattformen würden, zu denen sich jeder eingeladen fühlt, sich zu beteiligen, und wo man spürt, dass man seine Position mit aller Ernsthaftigkeit einbringen kann.

Blieb das Religiöse bei diesem Themenspektrum gelegentlich auf der Strecke?

Im Gegenteil. Man benötigt keine spezifisch religiösen Themenstellungen, um davon Zeugnis abzulegen, was die Basis des eigenen Denkens und Handelns ist. Die religiöse Dimension bildet keinen Sonderbereich, der zu

Naturwissenschaften, der Psychologie usw. Bezeichnend war, dass die Hörer sich in den 35 Veranstaltungen jedes Mal aufgefordert fühlten, zu bekennen, was sie meinen, was Zeit sei, und was sie glauben, was die Wirklichkeit ist.

Wie hat sich das Kathedralforum in den sieben Jahren seines Bestehens herausgebildet? Wie ist es gewachsen? Haben sich die Intentionen der Anfangsarbeit heute erfüllt?

Als ich im März 2000 mit der Arbeit begann, haben mich viele Stimmen gewarnt, dass für dieses Angebot kein Bedarf bestehe und das Feld durch verschiedene Aktivitäten besetzt sei. Meine Wahrnehmung wurde aber nicht enttäuscht, sondern auch ich war überrascht, wie groß die Resonanz und der Bedarf sind. Schon zur Eröffnungsveranstaltung am 16. September 2000 kamen über 1000 Besucher. Seit diesem Zeitpunkt wird die Arbeit mit einer großen Aufmerksamkeit begleitet und breit unterstützt. 13.000 Besucher kommen jährlich, und fast 50 Personen engagieren sich in der einen oder anderen Form ehrenamtlich. Und obwohl die Printmedien Angebote der Kirchen nicht gerade protegieren, ist es gelungen, wahrgenommen zu werden. Dies liegt mit Sicherheit auch an unserer „insicht“.

Foren sind nichts Neues; es gibt viele Angebote. Was unterscheidet das Kathedralforum von anderen Räumen in Dresden, in denen vorgetragen, gesprochen, diskutiert wird?

Die existentielle Ausrichtung, die Struktur der Veranstaltungen, der gegenseitige Umgang und die Möglichkeit zur Partizipation. Im Mittelpunkt der Abende steht nicht der Vortrag, sondern die Diskussion. Das Kathedralforum ist dadurch geprägt, dass es ein wirklicher Ort des Austausches ist. Jeder ist eingeladen, sich aktiv zu beteiligen, ob ehemaliges SED-Mitglied oder Pfarrer, ob Grufti oder Zen-Buddhist. Niemand wird gefragt, wo er herkommt und warum er hier ist. Einzig das Argument zählt.

Hat das Kathedralforum in der Zeit seines Bestehens Impulse für das geistige Leben in Dresden gegeben, und wo und wie ist daraufhin weitere Saat in der Stadt aufgegangen?

Diese Frage ist schwer zu beantworten. Als die Arbeit begann, war das Forum quasi konkurrenzlos. Mittlerweile hat es viele Nachahmer gefunden, und das Angebotspektrum ist größer geworden. In diesem Sinne hat das Kathedralforum sicher eine Vorreiterrolle eingenommen. Dass das Forum angenommen wird, kann man an verschiedenen Indikatoren erkennen: Die Medien

Es war von Anfang an das Ziel, gesellschaftliche Diskurse in Form von Veranstaltungen aktiv mitzugestalten, alle Dimensionen unseres Erlebens sichtbar zu machen und keine blinden Flecken zuzulassen. Wir verstehen uns eben nicht nur als Wirtschaftseinheiten oder biokybernetische Systeme. Die Foren

unserem Handeln hinzukäme und den man extra sichtbar machen müsste. Der Glaube ist der Urgrund unseres Seins in dieser Welt, er wird in jeder ihrer Dimensionen sichtbar. In der Ringvorlesung „Aspekte der Zeit“ haben wir z.B. über verschiedene Zeitvorstellungen diskutiert, in der Wirtschaft, den





berichten z.B. leichter über die Aktivitäten, und während ich mich in den Anfangsjahren um das Publikum und die Kooperationspartner bemühen musste, hat sich das Verhältnis vollkommen umgekehrt. Es ist z.B. für mich nicht selbstverständlich, dass man als Katholische Akademie angefragt wird, die Abschlussstagung der 800-Jahrfeier der Stadt Dresden im Hygienemuseum inhaltlich vorzubereiten und durchzuführen.

Kirchliche Bildungsarbeit steht deutschlandweit unter einem enormen Sparzwang. Wie lässt sich der kirchliche Bildungsraum dennoch erhalten und wirkungsvoll, also missionarisch gestalten?

Als ich 2001 das erste Mal an der Konferenz der Akademieleiter teilnahm, wurde die Frage gestellt, ob man eine Akademie ohne Haus überhaupt in diesem Kreis aufnehmen könne. Man gewöhnt sich sehr schnell an materielle Strukturen und übersieht die Fußfesseln, die man sich zulegt. Der Vorteil des Bildungsnetzwerkes unserer Akademie liegt darin, dass sie mit geringen Ressourcen einen riesigen Prozess angestoßen hat, der sich ganz den Inhalten widmen konnte und nicht über Belegung von Betten nachdenken musste.

Allerdings glaube ich, dass bisher weder vom Publikum noch von den Verantwortlichen gesehen wurde, unter welcher großen Anstrengung die Arbeit überhaupt nur möglich

wurde. Jährlich müssen zwei Drittel der Veranstaltungsausgaben extern akquiriert werden, um das Niveau zu halten. Wenn jeder Veranstaltungsabend durchschnittlich 500 € kostet, aber die Spenden sich auf 50 Cent pro Person belaufen, betrachte ich dies als eine persönliche Herausforderung, den Wert dieser Anstrengung immer wieder herauszustellen.

Welche Forderungen stellen sich aus Ihrer Sicht an eine Kirche, die in einer weitestgehend säkularen Umwelt lebt?

Die Kirche muss die Bildungsarbeit erst einmal als einen Wert begreifen, der aufgrund ihrer anthropologischen Dimension eine moderne Form der missionarischen Tätigkeit ist und somit ihr ureigenstes Interesse sein muss. Der Versuch, offene Fragen zu beantworten, führt nicht zu weiterer Verunsicherung, sondern hilft, den Ernstfall zu bewältigen. Wenn das Herz der Kirche, die Eucharistie, in einer säkularen Gesellschaft nicht mehr gesehen wird, ist es wichtig, Brücken zu bauen und sie auch zu beschreiten. Aufgrund der Diffamierung und Ausgrenzung der Religiosität bis 1989 haben sich die Kirchen zurückgezogen. Evangelisation statt Mission wurde gefordert, der Blick nach außen wich dem Blick nach innen. Um überleben und Benachteiligungen kompensieren zu können, hat sich durch diese Art der Immunisierung in den Gemeinden ein elitäres Bewusstsein herausgebildet, das den gesellschaftlichen Dialog erschwert. Aus diesem Grunde muss

die Kirche neben der Gemeindestruktur Übergangsräume schaffen und institutionalisieren, wie sie es exemplarisch mit dem Kathedralforum getan hat. Sie darf und sollte diese Räume dann aber nicht als Konkurrenz zur bestehenden Struktur verstehen, sondern als einen Komplementärraum betrachten, der eine spezifische Aufgabe übernimmt und der der aktiven Unterstützung aller Pfarrer und Gemeindeglieder bedarf.

Wohin geht Ihrer Meinung nach kirchliche Bildungsarbeit? Wird sie vielleicht dem Sparzwang zum Opfer fallen oder sich zu einem sinnvollen Leuchtturm in säkularer Zeit aufbauen?

Das hängt davon ab, welchen Wert man dieser Arbeit zugesteht und was man von ihr erwartet. Kirchliche Bildungsarbeit könnte ein Leuchtturm sein. Allerdings stehen Leuchttürme nicht als Solitäre in der Landschaft, sondern haben eine überlebenswichtige Funktion. Sie sind sichtbar und werden gesehen, sie dienen der Orientierung und der Verortung, wenn einem droht, diese zu verlieren. Bildung gibt einem Halt, so dass man nicht wie ein Blatt im Wind jeder neuen Idee verfällt. Aufgrund ihrer religiösen Dimension liegt es im tiefsten Interesse der Kirchen, nach allen Kräften die Bildungsarbeit zu unterstützen. Die Praxis wird dem nicht immer gerecht.

Das Interview führte Andreas Richter.

Hoffnungsworte

Plädoyer für eine sprachfähige Kirche

■ Vor mehr als eineinhalb Jahrzehnten veröffentlichte die Redaktion der Dominikanerzeitschrift *Wort und Antwort* ein Heft zum Thema „Religiöse Sprache und Sprachlosigkeit“. Darin begab sich die Hamburger Theologin und Schriftstellerin Dorothee Sölle (1929-2003) auf die Suche nach einer *neuen* religiösen Sprache – in der Überzeugung, dass die alte tot sei: „Unsere eigene Sprache ist zerstört, sie ist korruptiert. Wenn ein Wort wie ‚Liebe‘ aufs Auto angewandt wird oder ein Wort wie ‚Reinheit‘ auf die Wäsche, dann haben diese Wörter überhaupt keinen Sinn mehr, sie sind zerstört. (...) ‚Jesus Christus ist unser Erlöser‘ – das ist ritualisierte, zerstörte Sprache, die tot ist.“ Immer weniger Menschen – so die schonungslose Diagnose – sind noch in der Lage, existentielle Grunderfahrungen in religiösen Worten auszudrücken. „Christlich-kirchliche Vokabeln sind für sie wie ‚Chinesisch‘.“ (Bischof Joachim Wanke)

Ich stimme dieser Beurteilung zu. Gleichwohl sind Pessimismus und Gejammer meine Sache nicht. Denn als Christen sind wir aufgefordert, Rechenschaft abzulegen von der Hoffnung, die wir in uns tragen (vgl. 1 Petr 3,15). In diesem Sinne verstehe ich religiöses Sprechen als einen Akt der Hoffnung. Diese Hoffnung aber ist anderes als ein pausbäckiger Optimismus, ist mehr als ein aus Furcht geborenes Pfeifen im dunklen Wald. Vielmehr können wir Hoffnungsworte sprechen, weil uns schon zuvor ein Wort der Hoffnung geschenkt worden ist: Die Gute Nachricht, eine Frohe Botschaft - das Evangelium.

Wenn wir dem Evangelium des fleischgewordenen Gotteswortes trauen (vgl. Joh 1,1-18), dann bekommen auch unsere Verkündigungsworte wieder neue Kraft: Kraft, um Menschen aus Zwängen zu befreien und zum Leben zu ermutigen! In diesem Sinne träume ich von einer sprachfähigen und sprachmächtigen Kirche.

Eine solche Kirche...

...ist dialogisch und nicht fundamentalistisch

Es ist evident: Es gibt einen zunehmenden Fundamentalismus, der einer tiefen Furcht vor dem Denken entspringt und die (falsche) Sicherheit eines Glaubens ohne Zweideutigkeiten anbietet. Innerhalb unserer Kirche zeigt er sich in der gedankenlosen Wiederholung überlieferter Worte. Dieser Fundamentalismus mag den Eindruck vermitteln, er stehe in felsenfester Treue zur Rechtgläubigkeit; in Wirklichkeit aber widerspricht er einem fundamentalen Grundsatz unseres Glaubens, der besagt, dass wir, wenn wir streiten, diskutieren und mutig experimentieren, unseren Schöpfer ehren,

der uns Verstand gab, um zu denken und uns Ihm zu nähern.

... nimmt Fragen(de) ernst und ist nicht besserwisserisch

Niemals werden wir unseren Glauben gut vermitteln können, wenn wir nicht über die Demut und den Mut verfügen, den Argumenten derer zuzuhören, mit denen wir nicht übereinstimmen. Beim hl. Thomas von Aquin heißt es: „Da niemand einen Fall beurteilen kann, solange er nicht die Gründe beider Seiten hört, so ist derjenige, der sich Philosophie anhören muss, besser im Stande, ein Urteil zu fällen, wenn er sich alle Gründe beider Seiten anhört.“ D.h. wir müssen jene Pseudogewissheiten preisgeben, die unbequeme Wahrheiten mit einem Bann zu belegen trachten. Und wir dürfen uns nicht vor Fragen drücken, deren Antworten uns möglicherweise in Furcht versetzen könnten.

... befreit von falschen Ideologien und ist in diesem Sinne politisch

Von uns Christen, die dem Wort lauschen, ist gefordert, dass wir uns von den falschen Ideologien unserer Zeit befreien. Zu den falschen Göttern gehört sicherlich die Anbetung des Staates, auf dessen Altären im 20. Jahrhundert Millionen Unschuldiger geopfert wurden. Aber auch die neoliberale Verehrung des Marktes ist Götzenanbetung. Unsere ganze Welt wird von einer Mythologie des Konsumismus verführt, die da sagt, dass alles gekauft und verkauft werden kann. Alles ist in Waren verwandelt worden, alles hat seinen Preis. Selbst wir, Söhne und Töchter des Allerhöchsten, werden auf dem Arbeitsmarkt gekauft und ‚freigesetzt‘. Ganze Gemeinschaften werden im Rahmen der globalisierten Ökonomie entwurzelt und zur massenhaften Migration gezwungen.

... ist Sache aller Getauften und nicht kleinkal

„Das Zeugnis des Wortes, also die Fähigkeit und Bereitschaft, ‚zeitgenössisch‘ über Glaubensinhalte einladend und verständlich zu sprechen, ist Sache aller Getauften. Hauptamtliche Verkündigung ist ein subsidiäres Phänomen. Sie kann auf das prophetische Zeugnis aller Getauften nicht verzichten“ (Bischof Joachim Wanke) – ich ergänze: speziell nicht auf das der Frauen!

... baut „Geschichtsnester“ wider alle Hoffnungslosigkeit

Ich bin überzeugt: Unsere Dialoge können Gemeinschaft stiften und dadurch ein Heim schaffen, in dem Christus mitten unter uns wohnt. Es gibt keine grausamere Erfahrung der Verzweiflung als die der absoluten Einsamkeit. Die Gemeinschaft dagegen bietet uns ein Haus der Hoffnung. In diesem Sinne hat der Hamburger Theologe Fulbert Steffensky unsere Kirchen einmal als „Geschichtsnester“ bezeichnet; in ihren Bauten werden die uralten Geschichten der Hoffnung erzählt, Geschichten davon, dass die Lahmen tanzen und die Blinden sehen, Geschichten der Gemeinschaft, des Brotes und der Freiheit für alle.

... und erneuert die Welt

Ich schließe mein Plädoyer für eine sprachfähige Kirche mit einer Vision Dietrich Bonhoeffers (1906-1945). In seinen Aufzeichnungen aus der Haft schrieb er: „Der Tag wird kommen, an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, dass sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, dass sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden, die Sprache einer neuen Gerechtigkeit und Wahrheit, die Sprache, die den Frieden Gottes mit den Menschen und das Nahen seines Reiches verkündigt.“

P. Dr. Ulrich Engel OP, Berlin



Exil oder innere Emigration

Verhaltenswege in gefährlichen Zeiten

Erinnern ist umso schwieriger, je weiter das zu Erinnernde zeitlich entrückt ist. All zu leichtfertig werden Zusammenhänge und Konflikte vernachlässigt, wenn auf Einzelphänomene geschaut wird. An der Geschichte der Exilforschung kann man das belegen. Lange Zeit hemmte das Lagerdenken in Ost und West ebenso wie z.B. die säuberliche Trennung von antifaschistischem und religiös motiviertem Exil. In der SBZ/DDR galt die innere Emigration als abschreckendes Beispiel geheuchelter Widerständigkeit, während es im Westen kaum Platz für eine unvoreingenommene Würdigung jener gab, die von außen gegen Hitler kämpften.

Der Kampf gegen den Faschismus aus dem Ausland hat einen kleinsten gemeinsamen Nenner: den Widerstand gegen das Hitlerregime. Wer im faschistischen Deutschland blieb und sich nicht eindeutig distanzierte, erschien auf der Verlustliste ehemaliger Freunde. In der Frühphase des Exils wandte man sich deshalb an bekannte Persönlichkeiten, um sie zur Einsicht in den barbarischen Charakter des Hitlerfaschismus zu bringen. Das bedeutendste Dokument dieser frühen Aufklärung von außen ist der Briefwechsel zwischen Klaus Mann und Gottfried Benn. Mann schreibt an den verehrten Dichter, der sein und einer ganzen Generation Vorbild war und den er nun vor aller Welt des Kots aus vor den neuen Machthabern anklagt. Benn revanchiert sich mit einer öffentlichen, im literarischen Exil weitverbreiteten Antwort, dass nur der mitreden könne, der den Umbruch authentisch, d.h. vor Ort miterlebe. Es sei „nun einmal zweierlei, ob ich den Brand meines Hauses selbst erlebe oder ihn in der Wochenschau sehe, ob ich selber hungere oder vom Hunger in der Zeitung lese, ob ich den Bombenhagel auf deutsche Städte lebend überstehe oder mir davon berichten lasse, ob ich den beispiellosen Absturz eines verwirrten Volkes unmittelbar an hundert Einzelfällen feststellen oder nur als historische Tatsache registrieren kann“.

Benns anfängliche Zustimmung zur „geschichtlichen Verwandlung“ in einen „totalen Staat“ ist brisant, weil er den Kommunisten als Beispiel für den geraden Weg eines kleinbürgerlichen Ästheten zum Propagandisten nationalsozialistischer Kunst und Politik galt. Benn erkannte bald seine Verblendung und

zog sich in die innere Emigration zurück. Der Rückzug ins Innere der Kunst, die bewusste und doch nach außen verdeckte Abkehr von jeder Politisierung könne Schutz bieten vor



politischer Vereinnahmung, so die Hoffnung. Die Folge: Einsamkeit, die lange währt. Noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weigerte sich die akademische Jugend während der Studentenrevolte, den großen Lyriker Benn überhaupt zur Kenntnis zu nehmen.

Diejenigen, die Deutschland verlassen mussten, versuchten im Exil Gemeinsamkeiten zu betonen. Sie standen vor großen Herausforderungen: den Lebensunterhalt verdienen, die kulturelle Identität auch unter den Unbilden des Exils bewahren oder einen radikalen Schnitt machen und sich von der Heimat endgültig abwenden. Hinzu kam, dass sich politische Feindseligkeiten aus der Weimarer Republik ins Exil verlängerten. Die Schwierigkeiten um die deutsche Volkfront in Paris belegen diese beschämende Tatsache. Und in Deutschland mit seiner hochorganisierten Arbeiterbewegung hatte man Hitler die Macht kampfflos überlassen. Nennenswerter Widerstand lässt sich kaum ausmachen, wohl aber punktueller, durch politische Gruppen getragener und auch sehr persönlicher.

Für die, die versuchten, in Deutschland ohne Beschädigung über die Zeit des Nationalsozialismus zu kommen, ist die Flucht in die Innerlichkeit ihres Künstlertums der Königsweg: nach außen angepasst, nach innen resistent. Exemplarisch ist trotz seiner schil-

lernden Auftritte Gustaf Gründgens. Oder Furtwängler. Oder der integre Architekt Walter Gropius, der sich nicht scheute, Pläne einzureichen, auf denen Hakenkreuzfahnen flattern. Ein Sonderfall (oder auch nicht) ist der Spätromantiker Richard Strauss, der von den Nationalsozialisten hofiert wird, wie auch Paul Hindemith, der jedoch widersteht und schließlich ins amerikanische Exil geht. Strauss dagegen reüssiert als Komponist und Kapellmeister. Erst 1945 bezieht er, zutiefst erschüttert, mit seinen *Metamorphosen* bedrückend Stellung zum katastrophalen Ende.

Hatten es die unbekannteren Literaten im „Dritten Reich“ leichter, weil für sie kaum medienwirksame Veröffentlichungsmöglichkeiten bestanden? Der jungen Generation bot sich mit der eher abseitigen Zeitschrift *Das Innere Reich* eine Plattform. Nicht wenige, die später in der Gruppe 47 reüssierten, veröffentlichten zuerst dort.

Neben Peter Huchel und Günter Eich wird gern Alfred Andersch als integrierter Literat und Beispiel für gelungene Innere Emigration genannt. Was für Einzelne stimmen mag, hält jedoch als Generalabsolution in der historischen Distanz nicht stand. Nach einer detaillierten Studie zum *Inneren Reich* kann „die Zeitschrift auch bei der wohlwollendsten Beurteilung nicht als Organ eines geistigen Widerstands gelten“.

Von den Exulanten kann eine umstandslose Freisprechung der Inneren Emigranten nicht verlangt werden. Zu grausam war das erfahrene Leid. Zudem schürte das Nichtwillkommensein in der alten Heimat das Unbehagen. Selbst bei ehemals besten Freunden konnte man nicht sicher sein, ob nicht Verfehlungen zu beklagen waren.

Beide Haltungen, Exil und innere Emigration, sind ehrenhaft und vergleichbar, weil sie aus einer historischen Zwangslage resultieren. Sie sind Brüder im Geiste, unterschiedlich in ihrem Mut und in ihrer Verzweiflung zwar, aber doch gemeinsam verfolgt durch ein erbarmungsloses Regime. Es ist wie in den meisten Familien, in denen die Kinder untereinander zerstritten sind: Sie können zueinander nicht kommen, obwohl sie die gleichen Wurzeln haben, und leiden unter einem despotischen (faschistischen) Vater.

Prof. Dr. Hermann Haarmann, Berlin

Fragwürdige Enthüllungen

Die Darstellung Jesu in aktuellen Sakralthrillern

■ Jesus verliebt sich in Maria Magdalena – dieses Thema bereitete Martin Scorsese 1988 in seinem Film „Die letzte Versuchung Christi“ skandalträchtig auf. Dass man damit provozieren und zugleich einen Bestsellerstatus erreichen kann, zeigt der Thriller „Sakrileg“ (2004) von Dan Brown, der die These von der Jesus-Magdalena-Blutlinie mit anderen Versatzstücken aus dem esoterisch-okkulten Fundus wie dem heiligen Gral zusammenwürfelt.

Thematisch hat sich Brown in das Fahrwasser all jener Romane begeben, die nach dem Menschen Jesus fragen und dabei den Gottessohn entmythologisieren. Wer solchen Themenkonstanten nachspürt, kann derzeit vor allem im Bereich der Sakralthriller aus dem Vollen schöpfen. Ein Blick auf den Buchmarkt offenbart eine Flut an „Sakrileg“-Nachahmern. Hierher gehört Julia Navarros historischer Roman „Die stumme Bruderschaft“ (2005), Henri Loevenbrucks bizarrer Thriller „Das Jesusfragment“ (2005), Neil Olsons Sakralthriller „Ikone“ (2006) und Raymond Hourys Enthüllungsroman „Scriptum“ (2006).

zu einem „System“ kirchlicher Verkündigung verfälscht worden sei.

Menschenbruder gegen Gottessohn

Nach diesem Prinzip arbeitet auch der aktuellste Sakralthriller, Kathleen McGowans „Das Magdalena-Evangelium“ (2006). Das „Evangelium der Maria Magdalena“, entdeckt von der amerikanischen Journalistin Maureen Paschal, enthüllt, dass es eine Rivalität zwischen den Anhängern des Johannes und Jesus gab. Sie ist der Hintergrund für die von McGowan als „schockierend“ bezeichnete Tatsache, dass Johannes Marias erster Mann war. Das „Erbe des Johannes, wie es durch seinen Sohn mit Maria Magdalena weitergegeben wurde“, will McGowan „in künftigen Büchern“ beschreiben, von denen anzunehmen ist, dass auch hier wieder Mysterienkult und Erlebnismystik markträchtig verquirlt werden.

McGowan schreibt in eine nachchristliche Kultur hinein, die sich von kirchlich-religiösen Strukturen gelöst hat. Im literarisierten Jesus werden diese Ablösungsprozesse durchgespielt. Das Bekenntnis zu Jesus als

dem Christus Gottes wird fragwürdig. Ein unüberbrückbarer Gegensatz tut sich auf: Ein Menschensohn wird vorgestellt, der Bruder der Menschen, aber nicht mehr Sohn des Vatergottes ist. So entsteht der „andere Jesus“, den die Romanautoren provokativ gegen die kirchliche Geschichtsschreibung ausspielen. Als Anwalt eines entdogmatisierten Christentums deckt dieser „andere Jesus“ einen Aspekt Christi ab, ohne jedoch

den ganzen Christus zu erfassen. Ausgespart bleibt der messianische, soteriologische Christus, der einen geschichtsmächtigen, sich in seinem Wort und Willen offenbarenden Gott bezeugt.

Verharmlosende Psychologisierung

Die literarische Suche nach dem „wirklichen“ Jesus hat ihre eigene Berechtigung. Fragwürdig wird sie allerdings dann, wenn sie den Menschensohn zu einem Menschen wie du und ich verharmlost und sich auf das Christus-Zeugnis der Evangelien nicht mehr einlässt. Die Jesusroman-Autoren vermeinen zu wissen, wofür es in den Evangelien selbst keine Anhaltspunkte gibt. Sie biographisieren und psychologisieren die Persönlichkeit

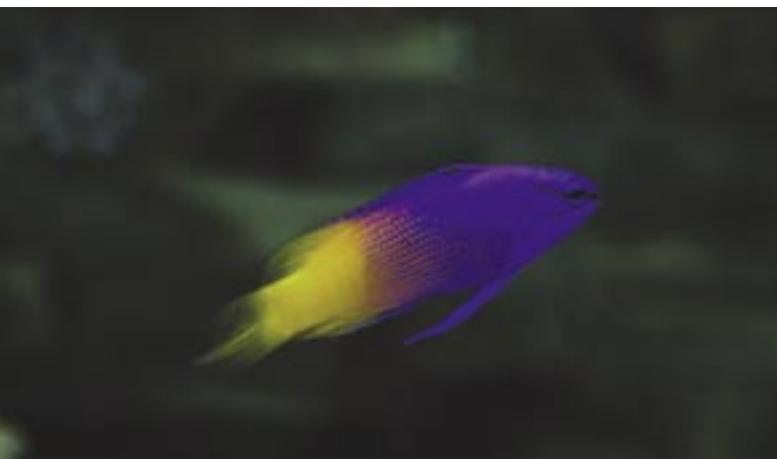
Jesu. Sie erzählen von Jesu Träumen, Sehnsüchten, menschlichen Leiden und Ängsten. Die Romane entsprechen so dem Informations- und Unterhaltungsbedürfnis eines Publikums, an dem die kirchliche Dogmatik und wissenschaftliche Fachexegese vorbeigeht. Dieser Leserschaft wird nicht die Botschaft Jesu als solche vermittelt, sondern eine literarisierte Persönlichkeit, die man nach der Lektüre der Romane zu „kennen“ glaubt. Damit wird jedoch die Person Jesu Christi verfehlt, jener Gottessohn, der allein den Vater kennt und dessen Wesen allein das Geheimnis des Vaters ist.

Erbe des 19. Jahrhunderts

Viele Romanautoren, die Jesus literarisch nachspüren, bedienen sich einer Exegese und thematischen Zentrierung, die dem methodischen Instrumentarium und Anliegen der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts zuzuordnen ist. Der Menschensohn, den die Literaten in den Vordergrund stellen, entspricht jenem bloßen Menschen Jesus, den liberale Theologen wie Theodor Keim und Daniel Schenkel – unter dem Eindruck der erstmals von Hermann Samuel Reimarus vortragenen Unterscheidung zwischen dem Christus des Glaubens und dem historischen Jesus – in so genannten „Charakterbildern“ anschaulich machen wollten. Diese theologischen „Charakterbilder“ gelangten 1863 in der Form eines historischen Jesusromans durch den französischen Religionswissenschaftler Ernest Renan zu einer sensationellen Breitenwirkung. Renan präsentiert Jesus in seinem „Vie de Jesus“ als ein religiöses Vorbild, einen Propheten, der eine umstürzende Liebesbotschaft verkündet. Von Renans Umwertung der Wunder Jesu und der Umdeutung der Auferstehung zu einem mythischen Symbol, einem vergeistigten Geschehen im Herzen all derer, die die Menschheitsreligion Jesu in sich tragen, ist es letztlich nur ein kleiner Schritt zu den Bestsellerromanen von Dan Brown & Co.

In den literarischen Vergegenwärtigungen ist Jesus offensichtlich präsenter denn je. In der konkreten Lebenswirklichkeit des Einzelnen sind die Konturen von Jesus dagegen vage geworden. Die Botschaft Jesu, das, was Jesus vorlebte, ist für viele Menschen nicht mehr inspirierend für die eigene Lebensgestaltung. Man mag sich in Romanen für verborgene Geheimnisse des Lebens Jesu interessieren, aber ein Leben in der Nachfolge Jesu ergibt sich daraus nicht.

Dr. Elisabeth Hurth, Wiesbaden



Ob Jesus direkt als Held in einem historischen Roman auftritt oder aus der Perspektive von fiktiven oder zeitgenössischen Spiegelfiguren dargestellt wird – was jeweils interessiert, ist eine konkrete menschliche Person, der Menschenbruder Jesus, der Mit-Mensch aller Menschen ist. Der literarisierte Jesus der Romanwelt kann weder dogmatisch abgesichert noch christologisch vereinnahmt werden. Er ist kein erhöhter Weltenrichter und Erlöser, sondern eine universale Menschheitsgestalt und Identifikationsfigur. Es ist dieser menschliche Jesus, den Autoren wie Loevenbruck als den „echten Jesus“, den „Original-Jesus“ vorstellen, dessen „ursprüngliches“ Evangelium durch nachträgliche Dogmatisierung und Theologisierung



„Verweile doch...“ Faustvariationen

■ Im erfüllten Augenblick leuchtet die Erfahrung von Glück auf. Die zerfließende Zeit scheint aufgehoben. Darauf richtet sich die tiefe Sehnsucht des Menschen. Zugleich lässt sich das Glück nicht machen oder gar herbeizwingen. Das ‚faustische‘ Streben gerät umgekehrt in die Gefahr, ins Gegenteil des Intendierten umzuschlagen. Die mephistophelischen Masken des Bösen setzen dafür unübersehbare Signale. Literatur und Musik, Philosophie und Theologie sind seit je Sachwalter der Frage nach dem Glück wie der Erfahrung des Scheiterns, ja des Bösen. Vermag es Kunst, den erfüllten Augenblick zu inszenieren – und wie macht sie das? Was heißt Streben nach Glück angesichts der Fragilität des Lebens? Meldet sich vielleicht gerade in der Erfahrung geglückter Gegenwart der Schmerz einer Abwesenheit? „Mir fehlt etwas, wenn ich keine Musik höre“, notiert Robert Walser, „und wenn ich Musik höre, fehlt mir erst recht etwas.“ Und er fügt hinzu: „Das ist das Beste, das ich über Musik zu sagen weiß.“

Diesen Fragen geht die Winterakademie nach. Die Vorträge, Musikbeispiele und Diskussionen beleuchten das Thema jeweils aus philosophisch-theologischer wie aus musikwissenschaftlicher Perspektive. Die Tagung wird in Zusammenarbeit mit der Semperoper und der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber gestaltet. Besuche in beiden Partnerinstitutionen bieten dabei die Möglichkeit, einen Blick ‚hinter die Kulissen‘ zu werfen.

Winterakademie

31. Januar – 4. Februar 2007
Bischof-Benno-Haus, Bautzen

Programm:

Mittwoch, 31. Januar 2007

18 Uhr Abendessen
19.30 Uhr Begrüßung und Einführung
Dr. Peter-Paul Straube, Bautzen
P. Clemens Maaß S.J., Dresden
Prof. Dr. Ilse-dore Reinsberg, Dresden
Prof. Dr. Michael Heinemann, Dresden

Donnerstag, 1. Februar 2007

„Der Geist, der stets verneint“
9 Uhr Vortrag
Masken des Bösen
Prof. Dr. Hermann Häring, Tübingen/Nijmegen

15 Uhr Vortrag
Musica negativa
Prof. Dr. Michael Heinemann, Dresden

19.30 Uhr
„Verweile doch ...“
Ein Abend mit Liedern und Gesängen aus Goethes Faust
Studierende der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber Dresden; Leitung: Prof. Sabine Klinkert

Freitag, 2. Februar 2007

„Hinter den Kulissen“
Tagesexkursion nach Dresden: Besuch der Semperoper und der Hochschule für Musik

Samstag, 3. Februar 2007

„O Augenblick, verweile doch“
9 Uhr Vortrag
Glücksstreben und Heilsverlangen
Prof. Dr. Gisbert Greshake, Freiburg/Rom

14.30 Uhr Vortrag
Schöne Stellen
Inszenierungen des Glücks in der Musik
Dr. Juliane Wandel, München

18 Uhr Theateraufführung
anschließend Abendessen im Burgtheater Bautzen

Sonntag, 4. Februar 2007

9 Uhr Eucharistiefeier
10.30 Uhr Abschlusspodium
12.30 Uhr Mittagessen, anschließend Abreise

insicht wird von der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen herausgegeben. Die Akademie wurde im Juni 2001 gegründet. Sie ist ein Netzwerk lokaler und thematischer Foren. Ziel ist es, sich über den Alltag hinaus mit wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Fragestellungen zu beschäftigen. Die religiöse Dimension menschlichen Erlebens spielt dabei eine wesentliche Rolle. Menschen unterschiedlicher Vorbildung und Lebensform sind eingeladen, miteinander ins Gespräch zu kommen, um über religiöse und parteipolitische Schranken hinweg neue Perspektiven für jeden einzelnen und für die Gesellschaft zu eröffnen.

Die lokalen Foren der Akademie sind das Kathedralforum Dresden, das Leibnizforum Leipzig, das Agricolaforum Chemnitz und das Novalisforum Freiberg. Innerhalb dieser entstanden inhaltliche Foren. Dies sind das Forum Medizinethik, das Ökumenische Forum Kirchenmusik, das Forum Naturwissenschaft, Technik und Philosophie, das Forum Wirtschaft, Gesellschaft und Politik sowie das Forum Religion und Kirche. Mit verschiedenen Kooperationspartnern wird ein regelmäßiges Veranstaltungsprogramm angeboten.

Veranstaltungsreihen vervollständigen das Angebot: Ringvorlesungen zu unterschiedlichen Themen, Zeitfenster in der Gemäldegalerie „Alte Meister“, Kulturabende, Religion und Kunst.

Übersichtsprogramme und detaillierte Informationen finden Sie unter www.ka-dd.de sowie unter den Web-Seiten der Foren. Auf den Forenseiten besteht jeweils die Möglichkeit, sich als Abonnent einzutragen. An die Abonnenten wird zehn Tage vor Veranstaltungsbeginn eine Erinnerungsmail verschickt. Die Übersichtsprogramme und diese Zeitschrift werden außerdem kostenfrei an Interessenten versendet.

Für die Akademiearbeit bitten wir Sie um eine Spende

Katholische Akademie
LIGA-Bank eG
BLZ: 750 90 300
Konto: 82 008 82

Ansprechpartner in der Katholischen Akademie:

Geistlicher Rektor: P. Clemens Maaß SJ
(03 51) 4844-741 / maass@ka-dd.de

Geschäftsführerin: Maria Minkner
(0351) 4844-742 / minkner@ka-dd.de

Referent: Sebastian Ruffert
(03 51) 4844-739 / ruffert@ka-dd.de

Veranstaltungen

Frühjahr 2007

MUSICA POPULAR BRASILEIRA

Die faszinierende Musik Brasiliens entstand durch die Vermischung europäischer, afrikanischer und indianischer Musiktraditionen. Diese Entwicklung, welche um 1500 mit der Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen begann, brachte um etwa 1870 den ersten typisch brasilianischen Musikstil, den *Choro*, hervor. 1920 mündete diese Entwicklung in den *Samba*, dessen harmonische und rhythmische Strukturen zur Grundlage der 1959 entstandenen *Bossa Nova* beitrugen. Gegen Ende der sechziger Jahre verschmolzen diese und andere musikalische Stile zur *MPB*, zur *Musica Popular Brasileira*.

Auf seinen Reisen durch die Staaten Bahia, Minas Gerais, São Paulo und Rio de Janeiro erkundete Frank Burkhard Basan (Frank do Violão) die Ursprünge der bedeutendsten brasilianischen Musikstile und stellt sie in Vortrag und Konzert, mit Originalaufnahmen und Live-Musik (Gitarre Solo, Gitarre/Gesang/Percussion) vor. Besondere Berücksichtigung findet dabei der Einfluss der populären Musik Brasiliens auf das Repertoire der brasilianischen Gitarrenmusik, deren Vielseitigkeit, Farbenreichtum und großartige Kreativität noch auf ihre Entdeckung warten.

Wichtige brasilianische Gitarristen und Komponisten wie Marco Pereira, Baden Powell, Raphael Rabello, Yamandu Costa, Paulo Bellinati, Nenê Liberalquinho, Canhoto da Paraíba, João Pernambuco und andere werden anhand von Originalaufnahmen vorgestellt.

Vortrag und Konzert
25. Januar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

AFFEKT UND DISZIPLIN

So wirkungsvoll auch die Sprache der Malerei ist, sie ist stumm. Im Gegensatz zur Dichtung, zum Theater oder der Rhetorik steht ihr das geschriebene oder gesprochene Wort nicht zur Verfügung. Die Malerei hat natürlich ihre eigenen Mittel, um den Betrachter anzusprechen und in den Bann zu ziehen. Doch wurde seit der Antike immer wieder diskutiert, wie diese genuin künstlerische Sprache aussehen könnte. Am Ende des 16. Jahrhunderts setzte solch eine Debatte erneut ein, und zwar in den katholisch geprägten Kunstzentren in Italien. Bischöfe, Kunstgelehrte und Maler suchten jeder auf seine Weise die Sprache der Gemälde zu steigern: Die Kunst des Barocks entstand. Große Gefühle, pathetische Gebärden, starke Affekte wurden von Künstlern wie Annibale Carracci und Guido Reni, den Begründern des Barocks in Bologna, entwickelt. Diese neue Rhetorik der Bilder soll in der Gemäldegalerie Alte Meister angeschaut und mithilfe der zeitgenössischen Kunsttheorie und Theologie untersucht werden.

Zeitfenster
1. März 2007
17 Uhr, Gemäldegalerie Alte Meister (Museumseintritt)
18.15 Uhr, Kathedralforum Dresden

DAS HAUS ERDE

Die Menschen haben zu lange gegen die Natur gekämpft, benutzten sie gleich einem Steinbruch, haben sich über sie erhoben, wollten sie beherrschen. Nun, da die Schäden unüberschaubar und die Verluste unwiederbringlich sind, ergreift uns Unbehagen und Sorge. Sorge um unsere eigene Zukunft.

In diesem neuen Jahrtausend der Menschheitsgeschichte müssen die Menschen begreifen, dass sie sich nicht als Ausbeuter und Zerstörer aufspielen dürfen. Wir müssen vielmehr Frieden schließen mit der Natur, sie als Schöpfung bewahren und mit ihr in Eintracht leben.

Der Mensch ist nur ein Teil des ökologisch gebauten Haus „Erde“. Der Schutz der Natur ist kein Luxus, sondern eine der bedeutendsten Sozialleistungen für den Fortbestand der menschlichen Gesellschaft. Der Zerstörung der Lebensfülle der Erde und der Beeinträchtigung ihrer globalen Funktionstüchtigkeit muss deshalb entgegen gewirkt werden. In den Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung hat sich auch der Naturschutz international zu organisieren. Der Referent Prof. Dr. Succow ist Träger des Alternativen Nobelpreises.

Vortrag
9. Januar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

NATURFINKLANG

Intakte funktionstüchtige Landschaften sind ein immer knapper werdendes Gut, kaum vermehrbare, jedoch mit stetig steigendem Wert. In Mitteleuropa waren die letzten Jahrhunderte durch eine immer intensiver werdende Inanspruchnahme der Natur geprägt. Dieser Konflikt entspannt sich im Ergebnis immer höherer Produktivität landwirtschaftlicher Flächen und der demographischen Entwicklung. Der Rückzug aus der Landwirtschaft und das Zulassen von Eigendynamik in der Natur prägen zunehmend Teile unserer einstigen Kulturlandschaften.

Bei dem Engagement zum Schutz der Natur spielen ethisch-moralische Normen und christlich-kulturelle Motivationen eine wichtige Rolle. Der Aufgabe des Haushaltens und Erhaltens stellt sich die Michael Succow Stiftung. Das bedeutet zum einen das Wirtschaften im Einklang mit der Natur, zum anderen den absoluten Schutz der noch nicht vom Menschen beeinträchtigten Natur. Der Referent Prof. Dr. Succow ist Träger des Alternativen Nobelpreises.

Vortrag
10. Januar 2007, 20 Uhr, Novalisforum Freiberg

IM GRIFF DER GENE

Während der Einfluss der Gene auf persönlichkeitsrelevante Eigenschaften wie Intelligenz, Lebenserwartung oder Sozialverhalten zurzeit noch unzureichend geklärt und somit Gegenstand heftiger Diskussion ist, weiß man über die genetische Determination bei Prozessen, die nur von einem oder von wenigen Genen gesteuert werden,

schon recht gut Bescheid. Dies betrifft zum Beispiel die Festlegung des Geschlechts, die Entstehung bestimmter genetischer Erkrankungen, das individuelle Ansprechen auf einzelne Medikamente und die Wahrnehmung bestimmter Geschmacksstoffe. Im Rahmen dieses Vortrages soll anhand wissenschaftlich gut fundierter Beispiele aus den oben genannten Bereichen gezeigt werden, auf welche Weise Gene die Ausprägung bestimmter Merkmale bewirken und wie das Zusammenspiel von Genen und Umwelt funktioniert. Darüber hinaus soll dargestellt werden, mit welchen Mitteln und Methoden die Wissenschaftler an die Aufklärung komplexer genetischer Erkrankungen und komplexer Verhaltensmuster herangehen. Mit diesen Informationen soll die Grundlage gelegt werden für eine fachlich fundierte Beteiligung an der gegenwärtig oft kontrovers geführten Diskussion zur etwaigen Dominanz von Genen oder Umwelt auf den Menschen.

Vortrag
1. März 2007, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

GOTT IM KLASSENZIMMER

Kann man Gott lernen? Kann man eine Gotteserfahrung produzieren? Der Gott der Bibel ist im alten Israel als ein religionskritisches Gegenkonzept gegen selbstgemachte Götter entstanden. Wenn ein Gott selbstgemacht ist, dann kann er eigentlich kein Gott, sondern nur eine Fiktion sein. Daher ist der Gottesglaube in der Tradition der biblischen Aufklärung kein Ergebnis menschlicher Anstrengung und insofern nicht lehrbar. Der Gott der Bibel ist einer, der sich offenbart, indem er in jedem Menschen auf die eine oder andere Weise präsent werden kann.

Diese Erfahrung haben diejenigen, die sie gemacht haben, nie verschwiegen. Wenn sie von diesem Gott, dessen Präsenz sie erlebt haben, sprechen, - und sie müssen diese Erfahrung auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck bringen - dann können sie von ihm nicht so wie über andere Dinge in der Welt sprechen. Schließlich ist Gott der Schöpfer und Hintergrund des Seins, nicht ein Ding in der Welt. So kommt es, dass die biblische Religion enorme kulturelle Folgen hat.

Für die Schule bedeutet dies, dass ihr Grundauftrag, die Kinder und Jugendlichen in unsere biblisch imprägnierte Kultur einzuführen, eine Art Spurensuche in Gang setzt. Wie hat sich die Gotteserfahrung im Verlauf der Geschichte artikuliert? Welche Rolle spielt das Medium der Schrift? Gibt es heilige Bücher? Was unterscheidet die Bibel vom Koran? Was bedeutet es, wenn ein Mensch sich selbst zum Medium Gottes macht? Die Rede ist von Jesus von Nazareth. Hier gibt es eine Menge zu lernen und zu wissen. Dabei bleibt die Freiheit des Einzelnen, sich selbst für mögliche Gotteserfahrungen zu öffnen, immer gewahrt.

Elternkolleg
15. März 2007, 19.30 Uhr
St. Benno-Gymnasium Dresden

Die Foren der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen:

Kathedralforum • Haus der Kathedrale Dresden • Schloßstr. 24
Novalisforum • TU Bergakademie Freiberg • Abraham-Gottlob-Werner-Bau
AgricolaFORUM • TU Chemnitz • Eduard-Theodor Böttcher-Bau
Leibnizforum • Leipziger Stadtbibliothek, Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11

VERLETZTE GEFÜHLE

Verletzungen, Kränkungen, Beleidigungen – die Gefühlswelt religiöser Menschen scheint in Aufruhr zu sein. Dabei hatte man sich im vormaligen christlichen Europa immer mehr daran gewöhnt, dass Kunst-, Meinungs- und Pressefreiheit anscheinend das letzte Wort haben. Bei Schmähungen und Blasphemien auf die Verletzung religiöser Gefühle hinzuweisen, war weitgehend wirkungslos. In einer Kultur, die sich bestenfalls ironisch mit dem Religiösen befasste, geriet öffentlicher Protest schnell in die Defensive.

Der islamische Protest hat die Diskussionslage verändert. Der Streit um die Mohammed-Karikaturen im Februar 2006, dann die Aufregung um ein Zitat in der Papstrede in Regensburg oder die Diskussion um die Berliner Idomeneo-Inszenierung sind nur einige Beispiele. Das Verhältnis von Öffentlichkeit, Moral und Religion wird neu verhandelt. Gibt es Grenzen der Meinungsfreiheit? Wie steht es um den Schutz religiöser Überzeugungen vor Schmähung? Was bedeutet eigentlich Blasphemie? Zur Debatte steht, wie wir zu einer neuen Sensibilität für die tiefsten Wertüberzeugungen anderer finden, ohne dabei Grundpositionen einer freiheitlichen Gesellschaft aufzugeben.

Vortrag
16. Januar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

ISLAM IM SÄKULAREN STAAT

Immer wieder haben Muslime vor deutschen Gerichten Erfolg mit Klagen gegen Institutionen und Behörden. Ob es um die Klassenfahrten, das islamische Schächten oder das Kopftuch geht, die Kläger scheinen im Sinne des Rechtsstaats zu handeln. Sind sie die besseren Demokraten?

Die ambivalente Haltung mancher muslimischer Organisationen zum islamischen Terrorismus, die Verweigerung der Integration und die Forderung nach einer islamischen Lebensweise sprechen jedoch eine andere Sprache. Der Rechtsstaat steht zu den Muslimen. Wie aber stehen die Muslime zum Rechtsstaat?

Nach der Klärung von Grundbegriffen wie Laizismus und Säkularismus will der Vortrag anhand des Korans und der historischen Entwicklung aufzeigen, wie der Islam gleichzeitig Staat und Religion geworden ist. Das islamische Herrschaftssystem und sein Verständnis des Zusammenlebens verschiedener Weltanschauungen und Religionen werden dargestellt. Schließlich wird die Haltung der historisch entstandenen verschiedenen muslimischen Gruppen zum säkularen Staat analysiert. Es handelt sich dabei um die Säkularen, die traditionell Orthodoxen, die Islamisten und die Terroristen.

Vortrag
23. Januar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

IST GLAUBEN VERNÜNFTIG?

Nach der Regensburger Rede des Papstes ist nicht allein die Frage nach Religion und Gewalt, sondern mehr noch die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Vernunft neu zu stellen. Der Vergleich von Islam und Christentum ist nicht leicht, weil der Vernunftbegriff jeweils anders angesetzt wird. Das Christentum nimmt im „Logos“ (Vernunft und Wort) ein breites Bedeutungsfeld aus der griechischen Antike auf und bringt es in Verbindung mit Jesus, dem „Wort“ des Vaters: Gott ist erkennbar.

Islam meint wörtlich „Unterwerfung“ unter den Willen Allahs. Diese Unterwerfung wird durchbuchstabiert im Koran, der als unmittelbares, authentisches, von Gott in Arabisch formuliertes Buch gilt. Der Gehorsam gegenüber Allahs Wort muss auch ohne Rationalisierung genügen, in seine Pläne hat niemand Einsicht. Zwischen ihm und der Schöpfung herrscht ein asymmetrischer Bezug von oben nach unten.

Nach dem Verblässen der arabischen Philosophie des 10.-13. Jahrhunderts wurde kein hinreichender Vernunftcharakter der Schöpfung weiterentwickelt, der auch der menschlichen Vernunft einen gewissen Zugang zum Göttlichen gewährte. Vermutlich hängt der Einbruch der islamischen Naturwissenschaften im 14. Jahrhundert mit einer überzogenen Allmachtslehre zusammen, wonach Allah jederzeit die Naturgesetze außer Kraft setzen konnte. Das Christentum hat zur selben Zeit mit Thomas von Aquin auf die „Logizität“, den Vernunftcharakter auch der Schöpfung gesetzt, die dem menschlichen Denken offensteht. „Logos“ schließt dabei Personalität, Selbstsein und Freiheit ein: für den Schöpfer selbst und für sein Geschöpf, den Menschen.

Vortrag
30. Januar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

HEILIGE SCHRIFTEN?

Muslime wie Christen beziehen sich auf heilige Schriften. Die einen auf die Bibel des Alten und Neuen Testaments, die anderen auf den Koran. Fundament des Islam als Glaubens- und Lebensordnung ist der Koran. Er enthält nach islamischer Überzeugung die Offenbarungen Gottes, wie sie dem Propheten Muhammad Wort für Wort übermittelt wurden. Der Koran ist für den Muslim daher die sichere Richtschnur für sein Handeln; er prägt das Verständnis von Gott, Mensch und Welt. Seine zentrale Stellung in der islamischen Welt ist bemerkenswert. Man kann von ihr als einer ‚Welt des Buches‘ sprechen. Dieses Buch ist der Eckstein des muslimischen Glaubens und der Grundtext seiner Kultur.

Wiewohl Christentum und Islam sich beide auf heilige Schriften beziehen, zeigt sich im Vergleich der Grundstruktur beider Religionen ein deutlicher Unterschied. Der Koran nimmt als geschriebenes Wort Gottes im Islam die Stelle ein, an der im Christentum die Person Jesu steht. Die Bibel ist für den Christen Heilige Schrift, nicht aber göttlicher Text. Man könnte den Koran als das „Schrift ge-

wordene“ Wort Gottes bezeichnen, Jesus Christus hingegen als das „Fleisch gewordene“ Wort Gottes. Dies hat Konsequenzen etwa für die Frage nach der wörtlichen Verbindlichkeit heiliger Texte und der Möglichkeit ihrer Interpretation.

Vortrag,
06. Februar 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

ZIVILISierter KAPITALISMUS

Die jüdisch-christlichen Überlieferungen enthalten ein normativ aufgeladenes Verständnis menschlicher Arbeit. Deren Echo klingt in Martin Luthers Äußerung nach, dass der Mensch zur Arbeit geboren sei wie der Vogel zum Fliegen. Papst Johannes Paul II. meinte, die Arbeit sei eine grundlegende Dimension menschlicher Existenz.

Dennoch gelten die Lage der abhängigen Arbeit und das Lohnverhältnis in kapitalistischen Marktwirtschaften nicht als in sich verwerflich. Die Unternehmer selbst sind daran interessiert, kompetente und hoch motivierte Arbeitskräfte zu gewinnen, weil diese die hohe Produktivität des Verfahrens und die Qualität der Produkte garantieren.

In der Schiefelage wirtschaftlicher Machtverhältnisse liegt die Ursache, dass die Würde arbeitender Menschen immer wieder verletzt wird - etwa wenn Tarifverträge ausgehebelt werden, wenn eine jahrzehntelange Massenarbeitslosigkeit zugelassen wird, oder wenn der Staat sich weigert, die Schwankungen der Privatwirtschaft zu stabilisieren.

Hat der Kapitalismus Recht, weil er gesiegt hat? Erst dann, wenn wirtschaftliche Dynamik und sozialer Ausgleich sich die Waage halten.

Vortrag
7. Februar 2007, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

MYSTIK UND POESIE

Der Dichter *Paul Gerhardt*, dessen 400. Geburtstags im März 2007 gedacht wird, hat dem Leid und der Sehnsucht seiner Zeitgenossen in einer Weise Ausdruck gegeben, die ihn überdauert hat. Die Kraft seiner Sprachbilder trägt auch heute. Die bedeutendsten Kirchenmusiker haben seine Verse vertont, seine Lieder sind weltweit verbreitet. In Johann Sebastian Bachs Werk kommen insgesamt rund dreißig Choralsätze mit Gerhardt-Texten vor.

Der Passions- bzw. Fastenzeit hat Gerhardt im Kirchenjahr die meisten Lieder gewidmet. Mit ihrer meditativen Intensität bilden sie auch heute den festen Kern der gottesdienstlichen Lieder in beiden Konfessionen. Gerhardt griff in seinen Passionsliedern die von Bernhard von Clairvaux angestoßene Christumystik auf, so etwa in seinem wohl bekanntesten Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Zugleich hat er die meditative Zuwendung des Lesenden bzw. singenden Rezipienten zum gekreuzigten Christus zusätzlich individualisiert und verinnerlicht – Ausdruck wachsender Subjektbetonung der frühen Neuzeit.

weiter S. 14



TU Chemnitz
Eduard-Theodor-Böttcher-Bau, Altes Heizhaus
Straße der Nationen 62, 09111 Chemnitz
www.agricolaforum.de
info@agricolaforum.de



Haus der Kathedrale
Schloßstr. 24, 01067 Dresden
www.kathedralforum.de
info@kathedralforum.de

12.-14. Januar 2007 (Text S. 14, Sp. 2)

Kirchengeschichtswochenende
in der Caritas-Familienferienstätte St. Ursula
St.-Ursula-Weg 24, 01796 Struppen
**Das Zeitalter der Aufklärung
Ursprung und Verlauf der Bewegung
in den Ländern Europas**
Dr. Siegfried Seifert, Bautzen
Tagesgäste willkommen!
Information anfordern!

31. Januar-4. Februar 2007 (Text S. 9)

Winterakademie
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der Semperoper und
der Hochschule f. Musik Carl Maria von Weber
„Verweile doch...“ – Faustvariationen
Information anfordern!

1. Februar 2007, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 3)

Masken des Bösen
Prof. Dr. Hermann Häring, Tübingen

1. März 2007, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)

**Im Griff der Gene
Ihr Einfluss auf Gesundheit, Verhalten und
Persönlichkeit**
Dr. Andreas Rump, Dresden
Prof. Dr. Albert Franz, Dresden

19. April 2007, 20 Uhr

Wissenschaft und Freiheit
Prof. Dr. Jörg Splett, Offenbach

12.-13. Mai 2007 Uhr (Text S. 24)

Studienfahrt
Breslau – Auf den Spuren Edith Steins
Anmeldung erforderlich!
Information anfordern!

9. Januar 2007, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)

**Das Haus Erde
Mensch und Natur im 21. Jahrhundert**
Prof. Dr. Michael Succow, Greifswald

12.-14. Januar 2007 (Text S. 14, Sp. 2)

Kirchengeschichtswochenende
in der Caritas-Familienferienstätte St. Ursula
St.-Ursula-Weg 24, 01796 Struppen
**Das Zeitalter der Aufklärung
Ursprung und Verlauf der Bewegung
in den Ländern Europas**
Dr. Siegfried Seifert, Bautzen
Tagesgäste willkommen!
Information anfordern!

16. Januar 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 1)

in Zusammenarbeit mit der Sächsischen
Landeszentrale für politische Bildung
**Herausforderung Islam:
Verletzte Gefühle
Religion, Blasphemie und Öffentlichkeit**
Prof. Dr. Gerhard Schmied, Mainz

23. Januar 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 1)

in Zusammenarbeit mit der Sächsischen
Landeszentrale für politische Bildung
**Herausforderung Islam:
Der Islam und der säkulare Staat**
Dr. Ralph Ghadban, Berlin

25. Januar 2007, 20 Uhr, Vortrag/Konzert

Musica Popular Brasileira (Text S. 10, Sp. 1)
**Vom Farbenreichtum der brasilianischen
Gitarre**
Frank Burkhard Basan, Gitarre, Dresden
Dirk Frauendorf, Percussion, Dresden

30. Januar 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit der Sächsischen
Landeszentrale für politische Bildung
**Herausforderung Islam:
Ist Glauben vernünftig?
Zu einem Spannungsfeld zwischen
Islam und Christentum**
Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Dresden

31. Januar-4. Februar 2007 (Text S. 9)

Winterakademie
im Bischof-Benno-Haus in Schmochtitz
in Zusammenarbeit mit der Semperoper und
der Hochschule f. Musik Carl Maria von Weber
„Verweile doch...“ – Faustvariationen
Information anfordern!

06. Februar 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit der Sächsischen
Landeszentrale für politische Bildung
**Herausforderung Islam:
Heilige Schriften?
Koran und Bibel im Vergleich**
Dr. Andreas Renz, München

01. März 2007, Zeitfenster (Text S. 10, Sp. 1)

in Zusammenarbeit mit
der Gemäldegalerie Alte Meister
17.00 Uhr, Gemäldegalerie Alte Meister
(Museumseintritt)
**Affekt und Disziplin
Die neue Sprache der Altarbilder im
italienischen Barock**
Dr. Andreas Henning, Dresden
18.15 Uhr, Vortrag, Haus der Kathedrale

06. März 2007, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit
der Semperoper Dresden
**Das Gefängnis meiner Freiheit:
Spielräume der Freiheit**
Dr. Andreas Fritzsche, Goslar

13. März 2007, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit
der Semperoper Dresden
**Das Gefängnis meiner Freiheit:
Freiheit in der Partnerschaft**
Dr. Johannes Piskorz, Halle

15. März 2007, 19.30 Uhr, Elternkolleg

im St. Benno-Gymnasium, Pillnitzer Str. 39
Gott im Klassenzimmer (Text S. 10, Sp. 3)
Die Gottesfrage in der schulischen Bildung
Dr. Eckhard Nordhofen, Limburg

20. März 2007, 20 Uhr (Text S. 14, Sp. 2)

in Zusammenarbeit mit
der Semperoper Dresden
**Das Gefängnis meiner Freiheit:
Macht Freiheit glücklich?**
Prof. Dr. Richard Schröder, Berlin

22. März 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 3)

Ökumenisches Forum Kirchenmusik
Paul-Gerhardt-Jahr
**„O Haupt voll Blut und Wunden“
Spiritualität, Musik, Theologie in
Paul Gerhards Passionsliedern**
Dr. Christian Bunnens, Berlin

Januar							Februar							März									
Woche	M	D	M	D	F	S	Woche	M	D	M	D	F	S	S	Woche	M	D	M	D	F	S	S	
1	1	2	3	4	5	6	7	5			1	2	3	4	9			1	2	3	4		
2	8	9	10	11	12	13	14	6	5	6	7	8	9	10	11	10	5	6	7	8	9	10	11
3	15	16	17	18	19	20	21	7	12	13	14	15	16	17	18	12	13	14	15	16	17	18	
4	22	23	24	25	26	27	28	8	19	20	21	22	23	24	25	13	19	20	21	22	23	24	25
5	29	30	31					9	26	27	28				14	26	27	28	29	30	31		



Leipziger Stadtbibliothek
 Wilhelm-Leuschner-Platz 10/11 04107 Leipzig
 www.leibnizforum-leipzig.de
 info@leibnizforum-leipzig.de



TU Bergakademie Freiberg, Institut für Mineralogie
 Abraham-Gottlob-Werner-Bau, Brennhausgasse 14
 09599 Freiberg
 www.novalisforum.de
 info@novalisforum.de

27. März 2007, 19 Uhr Podiumsdiskussion
 in Zusammenarbeit mit
 der Semperoper Dresden (Text S. 14, Sp. 2)
 in der Semperoper, Oberes Rundfoyer
**Das Gefängnis meiner Freiheit:
 Faust-Recht auf Freiheit. Ein Streitgespräch!**

29. März 2007, 20 Uhr (Text S. 11, Sp. 3)
 Ökumenisches Forum Kirchenmusik
 Paul-Gerhardt-Jahr
**„Sucht nur den schönen Gott“
 Mystik und Poesie in den Passionsgedichten
 Friedrich Spees**
Prof. Dr. Axel Stock, Köln

19. April 2007, 20 Uhr, Podiumsdiskussion
 in Zusammenarbeit mit Renovabis
Gott in Europa (Text S. 24)
György Konrád, Publizist, Budapest
OKR Antje Heider-Rottwilm, Hannover
Bischof Adrian van Luyn SDB, Rotterdam
Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Theologe, Wien
Prof. Dr. Michael Albus, Heidesheim

12.-13. Mai 2007 Uhr (Text S. 24)
 Studienfahrt
Breslau – Auf den Spuren Edith Steins
 Anmeldung erforderlich!
 Information anfordern!

12.-14. Januar 2007 (Text S. 14, Sp. 2)
 Kirchengeschichtswochenende
Das Zeitalter der Aufklärung
 (siehe Kathedralforum)

31. Januar-4. Februar 2007 (Text S. 9)
 Winterakademie
 im Bischof-Benno-Haus in Schmochwitz
 in Zusammenarbeit mit der Semperoper und
 der Hochschule f. Musik Carl Maria von Weber
„Verweile doch...“ – Faustvariationen
 Information anfordern!

07. Februar 2007, 19.30 Uhr (Text S. 11, Sp. 3)
**Zivilisierter Kapitalismus
 Gegen die Vermarktung menschlicher Arbeit**
Prof. Dr. Friedhelm Hengsbach, Frankfurt/M.

07. März 2007, 19.30 Uhr (Text S. 14, Sp. 1)
**Mystik im Protestantismus?
 Evangelische Spiritualität unterwegs zu
 neuen Ufern**
Prof. Dr. Peter Zimmerling, Leipzig

18. April 2007, 19.30 Uhr
Wissenschaft und Freiheit
Prof. Dr. Jörg Splett, Offenbach

12.-13. Mai 2007 Uhr (Text S. 24)
 Studienfahrt
Breslau – Auf den Spuren Edith Steins
 Anmeldung erforderlich!
 Information anfordern!

**Winterseminar
 in der Propsteipfarrei St. Trinitatis
 Emil-Fuchs-Str. 5-7, 04105 Leipzig**

10. Januar 2007, 19.30
Moral der Börse
Prof. Dr. Bernhard Schwetzler, Leipzig

17. Januar 2007, 19.30
**Der ärztliche Fehler
 Verzeihbar – Vermeidbar – Vorhersehbar**
Prof. Dr. Christoph Josten, Leipzig

24. Januar 2007, 19.30
**Apokalyptische Ängste im Spätmittelalter.
 Und heute?**
Prof. Dr. Winfried Eberhard, Leipzig

10. Januar 2007, 20 Uhr (Text S. 10, Sp. 2)
Zur Zukunft unserer Kulturlandschaft
Prof. Dr. Michael Succow, Greifswald

12.-14. Januar 2007 (Text S. 14, Sp. 2)
 Kirchengeschichtswochenende
 in der Caritas-Familienferienstätte St. Ursula
 St.-Ursula-Weg 24, 01796 Struppen
**Das Zeitalter der Aufklärung
 Ursprung und Verlauf der Bewegung
 in den Ländern Europas**
Dr. Siegfried Seifert, Bautzen
 Tagesgäste willkommen!
 Information anfordern!

31. Januar – 04. Februar 2007 (Text S. 9)
 Winterakademie
 im Bischof-Benno-Haus in Schmochwitz
 in Zusammenarbeit mit der Semperoper und
 der Hochschule f. Musik Carl Maria von Weber
„Verweile doch...“ – Faustvariationen
 Information anfordern!

12.-13. Mai 2007 Uhr (Text S. 24)
 Studienfahrt
Breslau – Auf den Spuren Edith Steins
 Anmeldung erforderlich!
 Information anfordern!

In seiner Verbindung von lutherischer Glaubensgewissheit und verinnerlichter Liebesmystik hat Gerhardt die begriffliche Sprache theologischen Denkens verwandelt in die Sprache der Poesie, die in ihrer Schönheit die Herrlichkeit Gottes widerspiegeln soll.

Einige Jahre älter als Paul Gerhardt, aber bereits 44jährig bei der Pflege verwundeter Soldaten an einer Infektion gestorben, steht der Jesuit *Friedrich Spee* (1591-1635) für einen frühen Höhepunkt der katholischen Barocklyrik. Nicht wenige seiner Lieder werden gleichfalls bis heute ökumenisch gesungen. In dem kunstvollen Zyklus geistlicher Lieder, die Spee unter dem Titel „Trutz-Nachtigall“ zusammengestellt hat, stellt er seine Poesie ganz in den Dienst der Glaubensverkündigung. In geistreichem Spiel und gewagten Bildern umkreisen seine Gedichte und Lieder die großen christlichen Themen der Schöpfung und Gnade, der Sünde und Buße, der Dreifaltigkeit und der Eucharistie. Und immer wieder übersetzt Spee das Verhältnis des Menschen zu Gott in die uralte Sprache der Liebe, gerade auch in seinen Passionsdichtungen, wenn er die *compassio*, das Mitleiden mit dem Gekreuzigten, besingt. Variantenreich wendet er das Bild vom „schönen“ Gott und dem „schönen“ Jesus an, den die Seele sucht. Dabei wird für Spee die poetische Imagination zur spirituellen Mysteragogik, die einweist in die prophetische Kritik, wo immer der Mensch, das Ebenbild des schönen Gottes, geschändet wird. Nicht umsonst zählt er zu den wirkmächtigsten Kämpfern gegen den Hexenwahn seiner Zeit.

Die Geschichte der Passionsfrömmigkeit zeigt, dass Arme, Unterdrückte und Entrechtete ein besonders ausgeprägtes Verhältnis zum leidenden Christus gehabt haben. Die Passionslieder boten Möglichkeiten für glaubende Identifikation mit einem Christus, der nicht nur Herr, sondern Leidensgenosse und Freund ist. Darin haben sie nicht verträstet, sondern begründet getröstet. Gerade auch mit der poetischen Schönheit ihrer Lieder haben Paul Gerhardt und Friedrich Spee, der lutherische Pfarrer und der Jesuit, vom göttlichen Mehrwert des Lebens gekündet.

Vorträge

22./29. März 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

ZU NEUEN UFFERN

Das Verhältnis von Mystik und Protestantismus stellt eine Problemgeschichte dar. Die Zentralstellung der Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden führte zu einer Betonung des von außen auf den Menschen zukommenden Handelns Gottes. Gegenüber dem „Gott in mir“ war man entsprechend skeptisch.

Bei genauerem Hinsehen stellt sich jedoch schon Martin Luthers Verhältnis zur Mystik differenzierter dar. Er hat Anliegen mystischer Spiritualität positiv aufgenommen, diese aber im Sinne seiner reformatorischen Erkenntnisse neu interpretiert. Schon sein reformatorisches Grunderlebnis war kein bloßer Bewusstseinsakt; es erfasste seine ganze Person und schloss – analog zu mystischen Erfahrungen – den emotionalen Bereich mit ein.

Der Vortrag will zeigen, dass der Protestantismus auch im Verlauf seiner weiteren Geschichte nicht ohne die Dimension der Glaubenserfahrung angekommen ist, wozu wesentlich mystische Aspekte gehörten. Die Frage ist deshalb nicht: Mystik ja oder nein? Vielmehr gilt es herauszufinden, welche Aspekte mystischer Erfahrung in das evangelische Glaubensverständnis integriert werden können und in der heutigen Situation hilfreich sind.

Vortrag

7. März 2007, 19.30 Uhr, Leibnizforum Leipzig

DAS ZEITALTER DER AUFKLÄRUNG

Die geistigen Strömungen, die im 18. Jahrhundert Europa erfassten, bezeichnet man im deutschen Sprachraum mit dem Begriff „Aufklärung“, in England als „Rationalismus“, in Frankreich mit „Lumières“ und in Italien als „Illuminismo“. Sie sind eine Art späte Fortsetzung von Renaissance und Humanismus, wo die Loslösung des Abendlandes von den bislang kirchlichen Bindungen begann. Die Glaubenskämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts hatten das Interesse von philosophischen Fragen abgelenkt. Nunmehr wurde das realistische Weltbild aufgrund der fortgeschrittenen Naturerkenntnis zu einer Weltanschauung ausgebaut und nur noch das naturwissenschaftlich-mathematische Denken als Grundlage der Wahrheit anerkannt.

Zuerst begegnet diese Geistesströmung in den Niederlanden, von dort aus werden englische Denker beeinflusst (z.B. Locke, Hume). Ihren schärfsten kirchenfeindlichen Einschlag erhält die Aufklärung in Frankreich, von wo aus sie zu einer internationalen Geistesbewegung wird (Montesquieu, Diderot, d'Alembert, Voltaire). Deutschland hatte zunächst noch schwer an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges zu tragen, so dass die Aufklärung später Fuß fasste (Leibniz, Reimarus, Lessing, Wolff). Die Aufklärung hat den Offenbarungsglauben weithin zerstört, den Säkularismus gefördert und eine wachsende Staatsomnipotenz begünstigt. Positive Werte waren u.a. der Kampf gegen Hexenwahn, die Milderung der überaus harten Rechtspflege, die Förderung des Bildungswesens und der bürgerlichen Toleranz.

Kirchengeschichtswochenende

12.-14. Januar 2007, Naundorf

Anmeldung erforderlich! Information anfordern!

DAS GEFÄNGNIS MEINER FREIHEIT

„Ob ein Land eine Demokratie ist erkennt man daran, dass es dort keinen höheren Wert als die Freiheit gibt.“

Samuel Huntington

Freiheit besitzt in unserer individualisierten Gesellschaft einen hohen Stellenwert. Zur Freiheit gehören aber auch wesentlich Unterschiede und damit Begrenzung. Wenn alles einander gleich wäre und nichts voneinander verschieden, gäbe es keine Handlungsmotivation. Schlimmer noch, jede uneingeschränkt freie Handlung widerspräche in ihrem Wesen der Gleichheit, es sei denn, alle tun das Gleiche – dann wäre man aber nicht mehr frei.

Auch wenn Ergebnisse der Hirnforschung dahingehend interpretiert werden, dass es die menschliche Freiheit nicht gäbe und alles determiniert sei, so verstehen sich doch Naturwissenschaftler selbst nicht als programmierte Maschinen (oder Träger), sondern suchen den persönlichen Umgang als „freie“ Menschen.

Schrankenlose Freiheit und Selbstverwirklichung würde hingegen bedeuten, nicht auf die Freiheit anderer zu achten, sondern seine Interessen unabhängig von den Konsequenzen für andere durchzusetzen. So (miß)verstandene Freiheit führt zu einer Gesellschaft isolierter und individualisierter Egoisten. Wer auf der Suche nach radikaler Freiheit ist, dem antwortete schon Dostojewskij in den „Dämonen“ mit der Figur des „logischen Selbstmords“: Die freieste Tat ist der Selbstmord; nur zerstört sie leider den Träger der Freiheit.

Richtig verstandene Freiheit steht damit immer in einem Spannungsverhältnis zur Unfreiheit. Zuviel Freiheit verschärft Unterschiede und ent-solidarisiert – zuviel Gleichheit ebnet Gegensätze ein und nimmt Entfaltungsmöglichkeiten. Jede Partnerschaft lebt von der Ermöglichung der größtmöglichen Freiheit für den anderen, dies aber gerade in ebenso spannungsvoller wie spannender Wechselseitigkeit.

Wie kann wirkliche Freiheit aussehen und wie können wir sie befördern, ohne Unterschiede zu negieren? Welche Unterschiede sollten wir unbedingt zulassen und wo sollten wir skeptisch bleiben? Was heißt eigentlich richtig verstandene Freiheit? Welche Konsequenzen erwachsen aus ihr?

Vortragsreihe

6./13./20. März 2007, 20 Uhr

Kathedralforum Dresden

Podiumsdiskussion

27. März 2007, 19 Uhr, Semperoper Dresden

MASKEN DES BÖSEN

Das Böse ist, gegen alle Versuche seiner Verdrängung, allgegenwärtig. Je entschiedener sich Menschen gegen das Böse wehren, desto mehr scheinen sie gleichzeitig in den Bann seiner Methoden zu geraten: Unterwerfung, Verschleierung, Verängstigung und Gewalt. Nichts scheint gefährlicher zu sein als die kompromisslose Entschlossenheit, das Böse bis in seine Wurzeln auszurotten. Der Fanatismus zog seine zerstörerischen Kräfte schon immer aus dem, was er bekämpfte.

Was ist das Wesen des Bösen? Wo werden im Umgang mit ihm Probleme wirklich gelöst statt produziert? Ist menschliche Schuld und Sünde Kern des Bösen? Die Möglichkeit des Bösen verweist auf einen Abgrund der menschlichen Freiheit. Gibt es also ein Drama der Freiheit? Und gehört das Böse als Preis der Freiheit mitten hinein? Kann Gott uns vor dem Bösen retten – nachdem uns die Freiheit zur Selbstzerstörung gegeben ist?

Vortrag

1. Februar 2007, 20 Uhr, Agricolaforum Chemnitz

Der Mensch ist mehr als ein Zweck

Neue Offenheit für christliche Religion am Beispiel Schwedens

Die These von der unaufhaltsamen Säkularisierung der westeuropäischen Gesellschaften ist fragwürdig geworden. Lange Zeit wurde religiöser Glaube als überholt angesehen. Inzwischen wird von einer neuen Offenheit für Religion gesprochen. Die mit dem Projekt der Moderne zusammenhängende Religionskritik hat in der postmodernen Gesellschaft an Schlagkraft eingebüßt. Gott lässt sich in intellektuellen Kreisen wieder beim Namen nennen.

Daher meinen einige Religionsphilosophen, die postmoderne Gesellschaft sei auf dem Weg zu einer postsäkularen Gesellschaft. Die Zeit der fortschreitenden Säkularisierung unserer Kultur wäre demnach vorbei, die Religionskritik der Moderne würde von einer Offenheit für Religion ersetzt.

Die These lautet: Die einseitig zweckrationale Deutung der Welt des säkularen 20. Jahrhunderts ist in sich selber implodiert. Wir können die Welt durch diese Brille nicht mehr verstehen. Die Säkularisierung hat unsere Lebenswelt entzaubert und sie dadurch auch ihres tragenden Sinns entleert.

Religiöse Situation Schwedens

Schweden gilt als eines der am meisten säkularisierten Länder der Erde. Am Beispiel

des Gottesdienstbesuchs lässt sich dies verdeutlichen. Von den rund 9 Mio. Einwohnern nehmen etwa 550 000 an einem Gottesdienst teil: 6,2 Prozent der Bevölkerung (zum Vergleich: Schweiz ca. 15%, Spanien 25%, USA 44%). Weit über 90 Prozent der Schweden besuchen also keinen Gottesdienst. Und von den 6,2 Prozent Gottesdienstbesuchern gehören fast ein Fünftel zu religiösen Gemeinschaften, die hauptsächlich aus Einwanderern bestehen - wie z.B. katholische und orthodoxe Christen oder Muslime.

Ein wichtiger Faktor für die gründliche Säkularisierung Schwedens ist das lang andauernde Staatskirchensystem. Bis zur Verfassungsreform im Jahr 2000 war die lutherische Kirche Staatskirche. Der Ortspfarrer war über Jahrhunderte der verlängerte Arm der Staatsmacht. Er hatte dafür zu sorgen, dass die Bürger Steuern zahlten, und leitete das Einwohnermeldeamt.

Zu den heute anachronistisch anmutenden Zügen dieses Staatskirchensystems gehört auch, dass bis 1996 jeder schwedische Staatsbürger aufgrund seiner Geburt automatisch Mitglied der Staatskirche war – egal, ob er getauft war oder nicht. Die starke Identifikation von Kirche und Staatsmacht hat zweifellos die Entfremdung von Kirche und Religion wesentlich vorangetrieben.

Ein weiterer Faktor ist der religionskritische Schub in den 50er und 60er Jahren. Christlicher Religionsunterricht wurde als wissenschaftlich inakzeptabel aus den Schulen verbannt. Der Fachbereich Theologie verschwand aus den Universitäten und wurde durch Religionswissenschaft ersetzt. Bis heute ist weltanschaulich strikt neutrale Wissenschaftlichkeit das Leitbild der Bildungspolitik.

Kurz: Religion wurde und wird als Privatsache aus dem öffentlichen Bereich ausgeschlossen. Daher verstehen die meisten Schweden auch kaum, dass Religion eine wichtige Rolle im Leben eines Menschen oder gar der Öffentlichkeit spielen könnte.

Trendwende in den letzten Jahren

Daher ist es umso beachtlicher, dass sich seit einigen Jahren eine Trendwende abzeichnet. Das heißt nicht, dass die Zahl der Gottesdienstbesucher gestiegen wäre. Es geht vielmehr um die Präsenz von Religion in der Öffentlichkeit. Noch vor zwanzig Jahren galt das Thema als tabu, wenn nicht peinlich. Inzwischen ist es in den Medien zugelassen. Vor allem unter jungen Menschen ist Religion sogar „in“, gilt ein gläubiger Muslim oder Katholik eher als interessant denn als überholt. Für diese Trendwende gibt es nicht wenige Indizien.



2003 wurde in den führenden Tageszeitungen wochenlang eine Jesusdebatte geführt, deren Resonanz die Blätter selbst am meisten überraschte. Das Jubiläum der hl. Birgitta, der einzigen förmlich heilig gesprochenen Schwedin, führte im selben Jahr zu einer vorher nicht möglichen öffentlichen Aufmerksamkeit bis hin zur Übertragung katholischer Gottesdienste im Fernsehen unter Beteiligung des Königshauses und der Regierung. Verstärkt gilt dies noch für die Ereignisse um den Tod von Johannes Paul II. und die Wahl von Benedikt XVI.

Eine solch intensive mediale Präsenz der katholischen Kirche - bei einem Bevölkerungsanteil von weniger als 2% - hatte es vorher nie gegeben. Entscheidend ist, dass dabei eine veränderte Einstellung der Journalisten religiösen Themen gegenüber spürbar wurde: Massive Unkenntnis verband sich nicht mit Geringschätzung, sondern mit positivem Interesse. Das ist eine neue Haltung.

Vermutungen

Woher könnte diese neue Offenheit für Religion kommen? Einige Vermutungen:

Die technisch-zweckrationale Deutung der Welt wird dem Menschen nicht gerecht. Wenn alles in unserem Leben einem nützlichen Zweck dienen muss, ist immer weniger einsichtig, wie das menschliche Leben selbst einen Sinn haben könnte. Wo die Ausrichtung auf das Heilige wegfällt, drohen Banalität und Leere das letzte Wort zu haben.

Der massive Pluralismus der Werte und Lebenshaltungen in der heutigen Gesellschaft wird von vielen Menschen zunehmend als Belastung erlebt. Die verwirrende Vielfalt weckt den Bedarf nach Verwurzelung. Religion bietet die Möglichkeit, Werte und Lebenshaltungen im Kontext einer Tradition zu verankern und in Gemeinschaft mit anderen zu teilen. Glaube wird als positives Gegengewicht zur Entwurzelung des eigenen Lebens erfahren.

Es gibt ein Bedürfnis nach Riten, um Kontingenzerfahrungen zu bewältigen. Mit der Säkularisierung sind religiöse Riten verschwunden. Das Fehlen von gemeinsamen Riten wird aber gerade in Erfahrungen von menschlichem Leid und Tod besonders spürbar. Ein rein säkularer Umgang mit diesen Seiten menschlichen Lebens wird von vielen als ungenügend erlebt.

Schließlich wäre die identitätsstiftende Kraft des Glaubens zu nennen. In den letzten Jahren kommt es häufiger vor, dass Jugendliche religiöse Symbole als Teil ihrer Kleidung tragen. Wer ein religiöses Symbol trägt, zeigt, dass er irgendwo zu Hause ist und im Leben

eine Beheimatung hat. Gerade das wird heute von vielen vermisst.

Das Tragen religiöser Symbole ist eine Weise, die eigene ethnische und religiöse Zugehörigkeit auszudrücken. Dieses neue Verhalten unter Jugendlichen speist sich aus einem neuen Interesse für Religion, zusammen mit dem Wunsch, neue Lebenswelten zu erobern, die nicht durch die Dominanz von Geld und Technik geprägt sind.

Dr. Ulf Jonsson S.J., Uppsala



Sterben

Lebensphase mit eigener Würde

■ Keine Frage: Der Tod ist unausweichlich. Aber was ein „guter“ Tod sei, bewegt die Menschheit von alters her; und jede Kultur gibt darauf eine ihr gemäße Antwort.

Obwohl die klassische Antike uns eigentlich fremd ist, gibt es erstaunliche Parallelen zu unserer Zeit: Das Ideal ist die Jugend, das Alter mit seinen Einschränkungen ist eine Horrorvision, der Tod soll rasch und plötzlich eintreten, selbstbestimmter Suizid gilt als ehrenhaft, und ärztliche Hilfe ist dabei ausdrücklich erwünscht.

Dagegen sind die mit dem Christentum aufkommenden gänzlich anderen Perspektiven (hoffnungsvolle Jenseitserwartung und Sinnhaftigkeit des Leidens als *imitatio Christi*) bis an die Grenze des Verschwindens in den Hintergrund geraten.

Die heutigen Sozialsysteme garantieren einen Rechtsanspruch auf Hilfe; da braucht

es weder Mitleid noch Barmherzigkeit. Und nichts ist dem modernen Menschen so fremd (um nicht zu sagen suspekt) wie die Haltung der Demut (*humilitas*).

Fortschritt als Schrecken

Es ist heute nicht der Tod als solcher, der den Menschen Angst macht, sondern der Vorgang des Sterbens. Dieses Sterben kann durch den Einsatz von Technik lange dauern. Es macht in dieser Phase bis in die intimsten Verrichtungen hinein abhängig von anderen Menschen; und oft wird in einer fremden Umgebung gestorben.

Vor allem die Möglichkeiten der modernen Intensivmedizin sind es, die trotz ihrer segensreichen Erfolge als „seelenlose“ Behandlung ohne menschliche Zuwendung perhorresziert werden. Außer der Befürchtung, es werde der Sterbevorgang und damit das Leiden verlängert, nur weil dies technisch

machbar ist, ist es vor allem das Gefühl des Ausgeliefertseins an Apparate, das unser Autonomie-Ideal konterkariert.

Wie konnte es so weit kommen, dass Fortschritt mit Schrecken gleichgesetzt wird? Mehrere Dinge kommen zusammen: diffuse Technikfeindlichkeit, Undurchschaubarkeit der Verfahren, Verlust des Vertrauens in die Institutionen (und dazu gehört auch die Ärzteschaft) und innerhalb der Medizin ein systematisches Unterschätzen der kommunikativen Aufgaben zugunsten des Einsatzes von Maschinen sowie die ständige Sorge, wegen unterlassener Hilfeleistung verklagt zu werden.

Vertrauen und Verunsicherung

Vielfach wird in den Medien und in der politischen Diskussion der Eindruck erweckt, ohne Patientenverfügung komme man im Medizinbetrieb unter die Räder. So wird über Inhalt und Verbindlichkeit gestritten, ohne dass eine tragfähige Lösung in Sicht wäre. Bisweilen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich hier ein neues Geschäftsfeld eröffnet hat.

Ohne auf Details eingehen zu wollen, sei hier darauf hingewiesen, dass es am einfachsten ist, eine Vertrauensperson für gesundheitliche Belange zu bevollmächtigen. Dann steht nämlich den behandelnden Ärzten ein Ansprechpartner zur Verfügung, der auf sich ändernde und selten sicher vorauszusehende Situationen reagieren kann.

Eine gesellschaftliche Bankrotterklärung ist dagegen die Kommerzialisierung der Beihilfe zum Suizid, weniger weil mit der Verzweigung Geld verdient wird, sondern weil die vielen existierenden Hilfsangebote die Verzweifelten nicht erreichen. Genauso erschütternd ist die Legalisierung der aktiven Sterbehilfe in den Beneluxländern, die unter der Maßgabe, dass es keine akzeptable Alternative gibt – und das in reichen Regionen! –, straffrei bleibt.

In diesem Klima kollektiver Verunsicherung hat die Bundesärztekammer nun schon zweimal (1998 und 2004) klärende Worte publiziert, um die Öffentlichkeit zu beruhigen und die Mediziner für die ihnen zugewachsene Aufgabe der Sterbebegleitung zu sensibilisieren.

Im Zentrum dieser Problematik steht dabei zum einen der Respekt vor dem Patientenwillen und zum anderen die medizinische Version der Frage, ob wir immer tun sollen, was wir tun könnten. Diese Diskrepanz zwischen technischen Möglichkeiten und Sinnhaftigkeit einer Behandlung heißt heute *futility* (Vergeblichkeit, Zwecklosigkeit) und stellt die Herausforderung der Intensivmedizin schlechthin dar. Viel unnötige Sorge wäre aus der Diskussion genommen, würden (könnten?) sich die Patienten darauf verlassen, dass die Behandlung eingestellt, deeskaliert oder „eingefroren“ wird, wenn sie ihnen als Person nicht mehr nützt.

Von der Sache her handelt es sich dabei um nichts Neues: Es ist das „Warten auf den Tod“, das man gemeinhin wenig glücklich als „passive Sterbehilfe“ bezeichnet. Dies ist jedoch keineswegs gleichzusetzen mit dem Beenden jeder ärztlichen oder pflegerischen Zuwendung; es ändert sich lediglich das Therapieziel von der Lebenserhaltung hin zur Erleichterung des Sterbens.

Pflegen und begleiten

Aus medizinischer Sicht nimmt körperliches Leiden niemandem die Würde, vielmehr wird aus dieser Perspektive das menschenwürdige Sterben zur Aufgabe für die Betreuer. Vordergrund steht die Linderung von Schmerzen, Atemnot und Übelkeit an erster Stelle. Sollte der Sterbende Hunger und Durst empfinden, sind diese zu stillen. Eine reine Bilanzkosmetik durch Wasser- und Kalorienzufuhr wird allgemein abgelehnt; unangenehme Mundtrockenheit ist besser z.B. mit Eiswürfeln zu beheben. Diese palliativen Maßnahmen sind hilfreich und unverzichtbar.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass Sterbende auch auf andere Weise leiden können. Am schlimmsten dürfte die existentielle Einsamkeit sein, die auch durch

die Präsenz nahestehender Personen nicht immer verhindert werden kann. Es ist schon viel gewonnen, wenn die Begleiter um diese Aufgabe wissen und sich nicht zurückziehen, weil sie befürchten, es würden von ihnen angesichts ungelöster Konflikte oder der Reue über versäumte Gelegenheiten sinnstiftende Patentlösungen verlangt. Wenn sich Angehörige überfordert fühlen oder gar keine vorhanden sind, sollte es zur Routine auf den Krankenhausstationen werden, externe Hilfe, z.B. von Hospizvereinen, beizuholen.

Gerade diesen ist es in den letzten Jahren zu verdanken, dass das Sterben wieder als Teil des Lebens verstanden wird. Als Lebensphase mit eigenem Wert ist es Teil der *conditio humana* und kann insofern gar nicht zum Verlust von Würde führen. Der Satz „Das kann man ja nicht mit ansehen“ sollte also aus dem Sprachgebrauch getilgt werden.

Nun sind die Menschen heute nicht mehr routiniert im Umgang mit Sterbenden, das Sterben ist „selten“ geworden. Da kann es außerordentlich entlastend sein, auf traditionelle Riten zurückgreifen zu können. Nach den Erkenntnissen der modernen Sterbebegleitung umfasst gerade die Letzte Ölung („Krankensalbung“ ist dann eine wohlmeinende Verharmlosung) ein breites Spektrum an Hilfsangeboten durch Orientierung, Versöhnung und Hoffnung, die im säkularen Kontext fehlen. Diese Spiritualität ist es wohl, die das Sterben zum eigentlich „des Menschen würdigen“ macht.

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha, Leipzig



Sucht der Stadt Bestes

Aus einem Vortrag von Ministerpräsident a. D. Erwin Teufel

Die Frage, was eine Stadt sei, könnte ich mit einem Wort beantworten: Dresden! Alles, was idealtypisch zum Wesen einer Stadt gehört, zu ihrer Geschichte, zu ihrer Gegenwart, kann man durch Beobachtung und unmittelbares Erleben dieser Stadt viel besser aufnehmen als durch abstrakte Definitionen. Ein Industriezentrum, ein Dienstleistungszentrum, ein Verwaltungszentrum, ein Bildungszentrum, ein Kulturzentrum, eine Kunststadt. Universitäten, Hochschulen, Akademien, Forschungseinrichtungen, Bischofsitze, Landesbibliotheken und Staatsarchive, Gemäldegalerien alter und neuer Meister, zahlreiche Museen und Sammlungen, Oper und Theater, Philharmonie, Staatskapelle und Kreuzchor.

Es gibt ein bemerkenswertes englisches Sprichwort: „Gott macht das Land, aber Männer machen die Stadt.“ Es ist ein sehr selbstbewusstes Wort der Neuzeit. Aber es ist wahr: Menschen bauen die Stadt. Sie ist eine der großen Kulturleistungen von Generationen. Aber auch der Satz aus der Bibel bleibt bedenkenswert: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens.“

der früher selbständigen und heute eingemeindeten Gemeinde, im Vorort, im Kiez, im Stadtbezirk, im gewachsenen Wohnumfeld. Das soziale Leben, die Gemeinschaft, der Verein, die emotionale Bindung beziehen sich zuerst auf diesen Bereich. Hier kennt man Menschen, denen man nicht nur in Eile und flüchtig begegnet. Hier wohnen Menschen, die auf ein Wort, auf Zuwendung angewiesen sind. Hier wird Überschaubarkeit zur Heimat. „Die Großstadt ist ein formloser Sandhaufen von Individuen“, sagt Max Weber.

Individuen sind zuerst selbständige Menschen, die aber auch die Einsicht haben, dass sie nur in Gemeinschaft menschlich leben können. „An der menschlichen Stadt haben wir zu arbeiten“, meint Dolf Sternberger. Genau das: Eine große Stadt ist mehr als eine Ansammlung von Häusern und Individuen. Sie muss zur menschlichen Gemeinschaft werden. Mehr als 50 Prozent der Einwohner einer Großstadt in Deutschland leben heute in einem Einpersonenhaushalt. Viele Junge wählen diese Lebensform und werden mit ihr fertig. Viele Ältere vereinsamen und haben wenig Kontakt zur Umwelt und zu

Damit bin ich bei den Aufgaben und Chancen der Kirche in der Großstadt. Die Gesellschaft der Großstadt ist multikulturell und säkular. Sie hat eine komplexe Sozialstruktur. Für viele ist der Gottesdienst am Sonntagmorgen durch die Vernissage oder Matinee abgelöst. Für die meisten sind beide Bereiche gleichgültig. Die kirchlichen Gemeinden und die Christen dürfen sich gleichwohl nicht an den Rand drängen lassen. Das Christentum war in der Zeit der ersten christlichen Gemeinden der Urkirche und in griechischer und römischer Zeit Stadtreligion. Zu Recht hat es sich heute in örtlichen Gemeinden organisiert, in denen sich die Menschen zu Hause fühlen und in denen auch der diakonische Dienst möglich ist.

Aber das Christentum muss auch in der Gesamtstadt präsent sein, in der Öffentlichkeit, in den Medien, in den Foren und Akademien, im Dialog mit den Naturwissenschaften und säkularen Heilslehren. Es muss eine Sprache sprechen, die heutige Menschen verstehen. Wortverkündigung und Tatverkündigung ist gefordert. Kirchliche Gemeinde muss diakonisch und argumentativ missionarisch wirken. Das geschieht auch

vielfältig durch Akademien und kirchliche Gemeinschaften, durch Seelsorge und Jugendarbeit, durch Erwachsenenbildung und Familienbildung, durch Besuchsdienst bei Kranken und Einsamen, durch Einladung von Außenstehenden in die Gemeinschaft der Gemeinde, durch die Betreuung von Sterbenden in der Hospizbewegung, durch Kindergärten und Schulen, durch vielfältige Beratungsdienste, kurz: durch praktizierte Nächstenliebe. Vor Jahren sagte der damalige Bundespräsident Walter Scheel, die seelische Temperatur im Land sei am Sinken. Wenn das stimmt, müssten wir uns alle fragen, was wir dazu tun können, damit die seelische Temperatur steigt. Denn wenn sie sinkt, friert man und fühlt sich nicht mehr wohl. Nun bringt man nicht durch Gemeinderatsbeschlüsse, Kabinettsbeschlüsse oder Parlamentsbeschlüsse die seelische Temperatur zum Steigen, sondern nur durch mitmenschliches Verhalten, durch ehrenamtliche Tätigkeit, durch das gelebte Beispiel. „Sucht der Stadt Bestes“ ist nicht nur ein biblisches, sondern ein höchst aktuelles Gebot.



Selbstverwaltung und Bürgerfreiheit begann in den Städten. In den Reichsstädten des Mittelalters und in den Städten der Städteordnung des Reichsfreiherrn vom Stein 1808. Selbstverwaltung und ehrenamtliche Tätigkeit, Eigeninitiative und gute Nachbarschaft beginnen in der Großstadt im Quartier, in

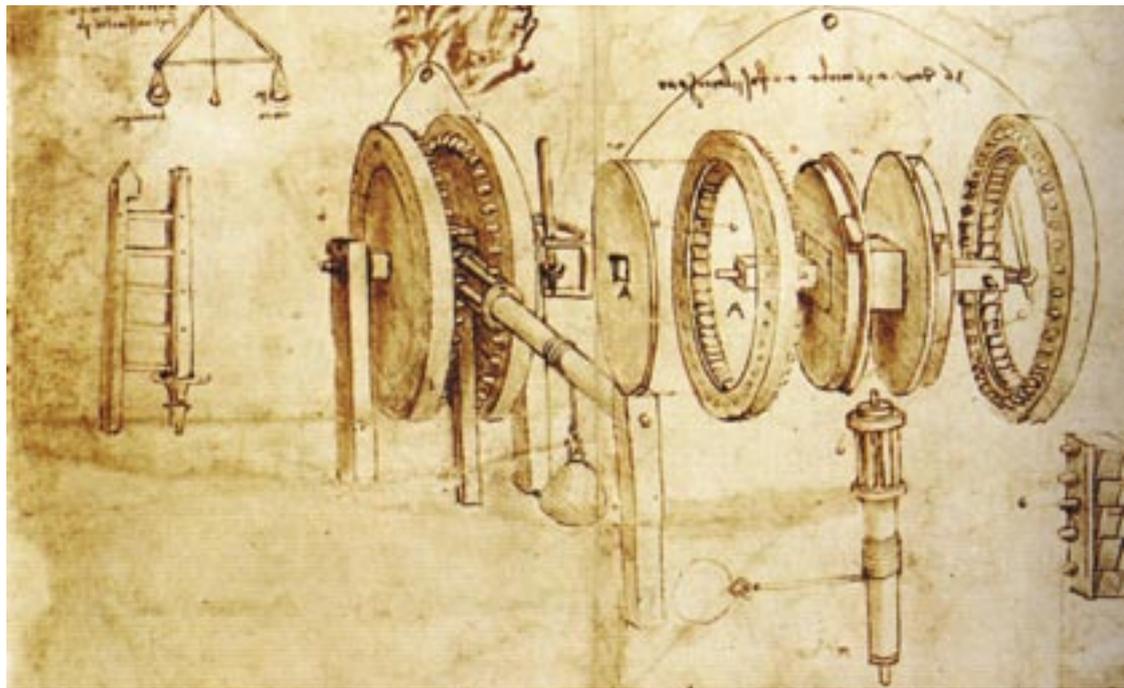
Mitmenschen. Mensch sein heißt Mitmensch sein. Deshalb ist die Sorge um eine Stadt, in der sich Kinder und Familien mit Kindern wohl fühlen, Kranke und Behinderte und alte Menschen nicht an den Rand gedrängt werden, eine menschliche Pflicht für jeden.

nettsbeschlüsse oder Parlamentsbeschlüsse die seelische Temperatur zum Steigen, sondern nur durch mitmenschliches Verhalten, durch ehrenamtliche Tätigkeit, durch das gelebte Beispiel. „Sucht der Stadt Bestes“ ist nicht nur ein biblisches, sondern ein höchst aktuelles Gebot.

Leonardo da Vinci (1452-1519)

Neue Aspekte eines Universalgenies

■ Leonardo da Vinci gilt als Universalgenie, das in vielen Wissensgebieten seiner Zeit zu Hause war. In Kunst und Technik, in Naturbetrachtung und Wissenschaft brachte er es in seinem langen Leben scheinbar mühelos zu Höchstleistungen. Er schuf die „Mona Lisa“ und das „Abendmahl“, hinterließ Skizzen zu Textilmaschinen und Geschützbatterien, zeichnete das Innere des menschlichen Körpers ebenso virtuos wie Strudel in einem Wasserlauf. Einen Regenbogen suchte er genauso zu erklären wie das Zusammenwirken von Maschinenelementen. In Zeiten der beruflichen Spezialisierung weckt all das Bewunderung und festigt das Bild eines genialen Leonardo. Fernab aller Mythen, die von Bestsellern wie dem *Da Vinci-Code* neu bestärkt werden, entdecken Kunst- und Technikhistoriker immer wieder überraschende Aspekte seines Schaffens.



Im Strom seiner Zeit

Schon die Zeitgenossen schätzten Vielseitigkeit und Ideenreichtum Leonardos; seine wenigen Gemälde galten als außergewöhnliche Kunstwerke. Die zahlreichen Notizbücher mit technischen Skizzen gerieten allerdings nach seinem Tod in Privatbesitz und waren bald nur noch wenigen Menschen bekannt. Vergleicht man sie heute mit anderen technischen Entwürfen der Zeit um 1500, wankt das Bild von Leonardo als rastlosem Erfinder, der zahlreiche moderne Erfindungen vorwegnahm. Denn Entwürfe für Automobile, Flugapparate oder Tauchanzüge kursierten bereits lange vor Leonardo. Das europäische Mittelalter war entgegen dem Vorurteil einer „finsternen Epoche“ eine Zeit technischer Neuerungen: Windmühle und mechanische Räderuhr, Brille und Kompass, aber auch Kanone und Schießpulver eröffneten neue Möglichkeiten – oder schufen neue Gefahren. Der Bergbau im Spätmittelalter verdankte seinen Aufschwung immer komplexeren Maschinen zum Heben der Erze oder zum Entwässern der Stollen. Der Chemnitzener Gelehrte Georgius Agricola hielt die Entwicklungen bekanntermaßen einige Jahrzehnte nach Leonardo in zahlreichen Holzschnitten fest. Auch wenn man derartige Maschinen fast ausschließlich aus Holz baute und nicht wie in der späteren Industrialisierung aus Metall, auch wenn sie „nur“ durch Wind-, Wasser- oder Muskelkraft angetrieben wurden und nicht mit Dampf oder gar Elektrizität, kursierten zahllose Entwürfe, um die Naturkräfte auf diesem Weg bestmöglich zu nutzen. Vor diesem Hintergrund erscheint Leonardo

keinesfalls als Luftikus, sondern vielmehr als Pragmatiker, der ganz rational versuchte, die Vielfalt der technischen Möglichkeiten seiner Zeit auszuloten, zu ordnen und zu erläutern: Als einer der ersten versuchte er, eine praxisnahe Technikwissenschaft zu entwickeln. Und Leonardos Vielseitigkeit? Sie passte genau an die damaligen Fürstentümer, die in ständiger Konkurrenz zueinander standen. Militärische Stärke war hier ebenso wichtig wie kulturelle Höchstleistungen, beispielsweise in der Malerei oder der Musik. Künstler waren demnach ebenso gefragt wie Experten für Artillerie und Festungsbau, für Mühlen und Wasserhebewerke, schließlich auch für Automaten, bewegliche Theaterkuliszen oder Feuerwerke, den Glanzpunkten großer Festlichkeiten am Hofe. Wer sich gar, wie Leonardo, auf all diesen Gebieten profilieren konnte, dem war der Ruhm der Zeitgenossen sicher.

Visualisierung des Gedankens

Leonardo arbeitete in seiner Jugend am Hof der Herzöge von Florenz, wirkte später auch in Mailand und Rom und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens als hochgeschätzter Gast am Hof des französischen Königs. Seinen Ruhm aber verdankte er letztlich den künstlerischen Fähigkeiten, die alle seine Interessen verbanden. Denn was ihn auf unterschiedlichen Wissensgebieten bewegte, brachte er nicht nur in Notizen, sondern immer auch als Zeichnungen zu Papier. Die herausragende Fähigkeit, seine Gedanken zu visualisieren, macht seine technischen Überlegungen einzigartig. Raffinierte Ma-

schinenelemente hielt Leonardo in Skizzen fest, die einerseits durch fast fotografische Präzision beeindruckten, andererseits didaktisch überzeugend aufgebaut sind. Zwar gab es auch andere Maler wie Albrecht Dürer, die sich mit technischen Fragen beispielsweise im Festungsbau beschäftigten, doch ihre Reflexionen reichen weder in der Bandbreite, noch in Qualität und Quantität auch nur annähernd an Leonardo heran. So präzise wie Leonardo jahrelang an seinem heute berühmtesten Gemälde, der Mona Lisa, malte und dabei neue Techniken wie das *sfumato* erprobte, das harte Linien vermeidet und damit eine besondere Atmosphäre zaubert, so gründlich experimentierte er mit immer neuen Entwürfen für technische Anlagen. Diese waren mehr als Phantasieprodukte. Vieles erprobte Leonardo zumindest als kleines Modell in seiner Werkstatt. Dass seine Ideen wohl nur in Einzelfällen den Weg in die technische Praxis fanden, kann ihm kaum vorgeworfen werden. Die erfolgreiche Umsetzung eines erfinderischen „Geistesblitzes“ in ein erfolgreiches Produkt war damals wie heute eher die Ausnahme. Solche Erkenntnisse schmälern Leonardos Genie jedoch keinesfalls. Leonardo taugt mit seiner pragmatischen Suche nach kleinen Details, mit einer konsequent verfolgten Neugier und mit seinen phänomenalen didaktischen Fertigkeiten heute weit eher als Vorbild denn als weltfremder Erfinder mit hochfliegenden Ideen.

Dr. Marcus Popplow, Cottbus

Verweigerung brachte Diskriminierung

Die Benachteiligung von Schülern in der DDR

■ Tino, geboren 1964, wird nach der 10. Klasse nicht in die Abiturstufe delegiert. Denn er weigert sich, bei der vormilitärischen Ausbildung auf Menschensilhouetten zu schießen. Er muss als Hilfsarbeiter arbeiten und darf erst später auf der Volkshochschule das Abitur nachholen. Udo, geboren 1962, lässt sich von der NVA für die Offizierslaufbahn anwerben und darf daraufhin auf die erweiterte Oberschule wechseln. Nach der vormilitärischen Ausbildung nimmt Udo seine Entscheidung, Offizier zu werden, zurück. Deshalb wird ihm der Studienplatz entzogen. Er macht eine Schlosserlehre. Susanne, geboren 1960, will Ärztin werden. Sie wird 1974 nicht zur Erweiterten Oberschule zugelassen, weil ihr Vater Pfarrer ist. Daraufhin lernt sie im kirchlichen Krankenhaus den Beruf der Krankenschwester.

„Sozialistische Persönlichkeit“

Diese drei Schicksale stehen stellvertretend für tausende Schüler und Studenten, die in ihrer persönlichen und beruflichen Entwicklung in der DDR benachteiligt wurden. Sie gerieten in Konflikt mit der staatlichen Obrigkeit, weil sie nicht dem Bild einer „allseitig gebildeten sozialistischen Persönlichkeit“ entsprachen, wie es offiziell hieß. Dieses oberste Erziehungsziel wurde in pädagogischen, politisch-ideologischen oder ganz alltäglichen Schriften propagiert. Damit war

in der DDR die Voraussetzung geschaffen, Schüler, Lehrlinge und Studenten zu benachteiligen, die nicht diesem Persönlichkeitsbild entsprachen. Die Zulassung zu einer weiterführenden Bildungseinrichtung wurde immer von der sozialen Herkunft, den gesellschaftlichen Erfordernissen und der persönlichen Eignung eines Schülers - damit sind schulischen Leistungen wie auch gesellschaftliche Tätigkeit gemeint - abhängig gemacht. Wer diesem Erziehungskonzept nicht entsprach oder sich ihm verweigerte, musste mit Konsequenzen rechnen. Die Diskriminierung reichte von täglichen kleinen „Gängeleien“ über eine verweigerte Zulassung bis hin zur Relegierung oder Zwangsexmatrikulation. In den meisten Fällen verfügten die Betroffenen über sehr gute schulische Leistungen. Der Besuch einer höheren Bildungseinrichtung blieb ihnen offiziell wegen „mangelnder gesellschaftlicher Tätigkeit“ verwehrt. Bisweilen reichte die fehlende Mitgliedschaft bei den Pionieren oder in der FDJ oder die Ablehnung der Jugendweihe als Grund für die Diskriminierung. Vor allem der Wunsch, den Wehrdienst in den Baueinheiten abzuleisten, führte zu Schwierigkeiten. Eine totale Wehrdienstverweigerung, wie beispielsweise von einigen Zeugen Jehovas, zog eine Gefängnisstrafe nach sich. Doch konnten auch Schüler negativ auffallen, die pazifistisch eingestellt waren und dem Wehrunterricht, der Zivilverteidigung oder dem Wehrlager kritisch gegenüberstanden. Insbesondere das Schießen mit dem Kleinkalibergewehr auf menschliche Silhouetten veranlasste einige Jugendliche, die Teilnahme an Wehrlagerübungen abzulehnen. Ebenso waren Aktivitäten in der Friedensbewegung und das Tragen des Aufnähers „Schwerter zu Pflugscharen“ der Volksbildung ein Dorn im Auge.

Vielfältige Diskriminierung

Jugendliche konnten auch wegen des Hörens von Westmedien und der Bewunderung für westliche Musikgruppen ins Visier der Schule oder gar der Stasi geraten. Ein Brief mit einem Musikwunsch an den RIAS, das Hören von Beat-, Punk- oder Rockmusik oder die Lektüre westlicher Jugendzeitschriften genügte für staatliche bzw. schulische Repressionen. Die DDR verstand sich als Arbeiter- und Bauernstaat, so dass auch im Bildungswesen Arbeiter- und Bauernkinder besonders gefördert wurden. Kinder aus anderen sozialen Schichten wurden benachtei-

ligt, selbst wenn sie über bessere schulische Leistungen verfügten. Die gewünschte Umschichtung der Gesellschaft wurde jedoch zunehmend zur Farce. Zum einen wurde die Zugehörigkeit zum Proletariat immer weiter gefasst. Zum anderen wünschten sich Angehörige der Nachkriegsgeneration, die mit Hilfe der Umstrukturierung zur Schicht „Intelligenz“ gezählt wurden, dass gerade ihre Kinder diesem Standard folgten. Sehr kritisch wurde es, wenn jemand die DDR verlassen wollte. Ob Fluchtversuch oder Ausreiseantrag – Schüler, Lehrlinge oder Studenten mussten mit harten Konsequenzen rechnen. Ein Fluchtversuch wurde bei Volljährigen strafrechtlich geahndet, Minderjährige kamen in Erziehungsanstalten. Immer blieb ihnen ein höherer Schulabschluss vorenthalten. Ähnlich wurde mit Ausreiseantragstellern verfahren. Von besonderer Bedeutung war, dass Lehrer und Schuldirektoren den einzelnen Schüler sowohl fördern als auch benachteiligen konnten, weil sie trotz allem einen gewissen Ermessensspielraum hatten. Das zeigte sich auf den Schulzeugnissen in den „Kopfnoten“ oder in Beurteilungen. Gängige Praxis waren auch Vorladungen der Eltern zu Sprechstunden. Eltern wehrten sich gegen die Diskriminierung ihrer Kinder oft durch Einspruch bei Vertretern der Schule. Eine Vielzahl von Eingaben bei höheren Stellen wie dem Ministerium für Volksbildung, dem Staatsrat, dem Ministerpräsidenten oder der Volkskammer belegt, dass Staats- und Parteiführung die Benachteiligungen kannten. Nur in Einzelfällen erfolgte eine Revidierung einmal getroffener Entscheidungen. Auch Interventionen der Kirchen hatten nur begrenzt Erfolg.

Rehabilitierung?

Der Lebensweg vieler Betroffener wurde durch die Benachteiligung langfristig beeinflusst. Mit dem 2. SED-Unrechtsbereinigungsgesetz wurde die Diskriminierung „verfolgter Schüler“ anerkannt. Als einziges Bundesland erließ der Freistaat Sachsen im Dezember 2000 eine Verwaltungsvorschrift, um sie zu entschädigen. Bis Mitte 2005 ergingen über 2250 positive Bescheide. Je nach Schwere des Schicksals konnten maximal 10.000 DM (5112,92 Euro) ausgezahlt werden. Ob damit auch die Hoffnung auf eine angemessene Anerkennung des Schicksals erfüllt wurde, richtet sich hingegen nach dem Empfinden jedes Einzelnen.

Tino ist heute Ingenieur, Udo arbeitet weiterhin als Schlosser, und Susanne ist als Gemeindegewerkschaftsleiterin tätig. Für Udo und Susanne kam das Ende der Diktatur zu spät, um entgangene Bildungschancen nachzuholen.

Tina Kwiatkowski, Leipzig



Balanceakt von Elternhaus und Schule

Über die wechselseitige Verantwortung beim Weg ins Leben

Lehrer und Lehrerinnen als Repräsentanten der Schule auf der einen und Eltern auf der anderen Seite sind Partner in der Erziehung der Kinder und Jugendlichen, jedoch in unterschiedlichen Rollen. Daraus ergeben sich verschiedene Zuständigkeiten und Interessen. Gerade wenn Schule und Eltern an Kooperation bei der Erziehung interessiert sind, darf die jeweilige Andersheit nicht aus dem Auge verloren werden.

Unterschiedliche Interessen

Eltern haben ein besonderes Interesse am Gedeihen ihres eigenen Kindes. Lehrende haben ein besonderes Interesse am Gedeihen der Lerngruppe. Zwar besteht ein Zusammenhang zwischen dem Gedeihen des eigenen Kindes und dem der Lerngruppe, doch geht es um zwei verschiedene Subjekte. Die Zuständigkeit für die Lerngruppe liegt bei der Schule; entsprechend dürfen Eltern erwarten, dass die Schule ihre Aufgabe wahrnimmt. Die Zuständigkeit für das jeweils eigene Kind liegt bei den Eltern. Eltern sind keine Mit-Lehrer und Lehrer sind keine Mit-Eltern.

Das besondere Interesse der Eltern am Gedeihen ihres eigenen Kindes hat nichts mit Egoismus im moralischen Sinne zu tun. Vielmehr hat gerade diese Struktur der Eltern-Kind-Beziehung ihre besondere, unverzichtbare Bedeutung für das Verhältnis von Eltern zu ihren Kindern und umgekehrt. Kinder sind für ihre Eltern etwas Besonderes und sollen es bleiben – auch im Unterschied zu den Kindern anderer Eltern. Eltern sind für ihre eigenen Kinder zuständig, nicht für die Kinder anderer Eltern. Anders ist es bei den Lehrern. Sie haben eine eigene Zuständigkeit gegenüber den Kindern. Solche Zuständigkeit ergibt sich aus ihrem Beruf und besteht unabhängig davon, welche Eltern jeweils zu den einzelnen Kindern gehören.

Regeln zur Unterscheidung

Vor dem Hintergrund solcher Unterschiede lassen sich einige Regeln für das notwendige wechselseitige Verhalten zwischen Eltern und Lehrern entwickeln.

1. Kinder und Jugendliche haben einen Anspruch auf Vertraulichkeit bei Eltern gegenüber der Schule und bei der Schule (konkret bei den Lehrerinnen und Lehrern) gegenüber den Eltern. Ausnahmen sind begründungsbedürftig. Ein Informationskurzschluss zwischen Schule und Elternhaus ist tendenziell anmaßend.

2. Schüler befinden sich gegenüber Lehrern strukturell in einem Machtgefälle. Dies gilt auch für Beziehungen zwischen Schülern und Lehrern, die von Vertrauen und Wohlwollen

geprägt sind: Lehrer bleiben für ihre Schüler Lehrer. Das Gefälle wirkt sich wegen der engeren Eltern-Kind-Beziehung auch auf die Beziehung zwischen Elternhaus und Schule aus. Eltern zittern mit ihren Kindern um deren Benotung, Eltern empören sich mit ihren Kindern wegen deren (vermeintlich oder tatsächlich) ungerechter Behandlung, Eltern ängstigen sich mit ihren Kindern in Konfliktsituationen mit Mitschülern.

das Curriculum und über die Bewertung von Leistungen entscheidet die Schule, nicht die Elternversammlung. An dieser Stelle muss die Schule ihre Zuständigkeit gegenüber Ansprüchen von Eltern auf Mitsprache bewahren. Umgekehrt haben die Eltern ein Recht darauf, sich zu weigern, Probleme zu behandeln, die in der Zuständigkeit der Schule und der Lehrenden liegen.



Deswegen haben Eltern gegenüber der Schule den Anspruch, in ihrer Verletzlichkeit innerhalb des Beziehungsgefälles zwischen Lehrern und Schülern respektiert zu werden. Sie haben bei Beratung in der Schule einen Anspruch auf Vertraulichkeit – während umgekehrt die Lehrenden keinen Anspruch darauf haben, dass vertraulich behandelt wird, was sie in Gesprächen mit Eltern oder Kindern sagen. Abwertendes Reden der Lehrenden über die Kinder wertet auch deren Eltern ab und ist deswegen eine Grenzüberschreitung seitens der Schule. Ungefragte Kommentare von Lehrenden über Erziehungsentscheidungen von Eltern stehen der Schule nicht zu – während Eltern umgekehrt die pädagogischen Diskurse einer Schule ungefragt kritisieren dürfen.

3. Umgekehrt hat die Schule das Recht, versuchte Macht- und Mitspracheansprüche aus dem Elternhaus gegenüber der Schule zurückzuweisen, wenn damit die Zuständigkeit der Schule und deren gesellschaftlicher Auftrag in Frage gestellt wird. Über die Sitzordnung, über den Umgang mit Disziplinproblemen einer Klasse, über

Gut oder gut gemeint?

Das Verhältnis von Eltern und Schule ist in der aktuellen bildungspolitischen Debatte ein wichtiges Thema geworden. Anlass dafür ist die Erkenntnis, dass Eltern und Schule zusammenarbeiten müssen, wenn Erziehung gelingen soll. Das klingt zunächst einleuchtend, führt aber in der konkreten Ausführung zu Verwirrungen und konzeptionellen Fehlern. Was ist davon zu halten, wenn in manchen Bundesländern Schulkonferenzen im Schulgesetz vorgesehen werden, in denen Eltern faktisch Entscheidungsaufträge über das Schul- und Unterrichtsgeschehen erhalten? Was geschieht, wenn Schulprofile und Schulreformen auf ehrenamtlicher Mitarbeit von Eltern aufgebaut werden? Wie ist der Ruf nach Erziehung der Eltern als Auftrag an die Schule zu bewerten?

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen lautet meine Antwort: Das Gegenteil von „gut“ ist meist nicht „schlecht“, sondern „gut gemeint“ – gerade beim Thema Eltern und Schule.

P. Klaus Mertens S.J., Berlin

■ Als 2003/04 die Novelle des Sächsischen Schulgesetzes diskutiert wurde, gab es eine heftige Diskussion zur Ergänzung des Paragraphen 1. Dort wurde erstmalig ein Katalog von Werten aufgeführt, die in den Schulen des Freistaates vermittelt werden sollen: „Ehrfurcht vor allem Lebendigen, Nächstenliebe, Frieden und Erhaltung der Umwelt, Heimatliebe, sittliches und politisches Verantwortungsbewusstsein, Gerechtigkeit und Achtung vor der Überzeugung des anderen, berufliches Können, soziales Handeln und freiheitliche demokratische Haltung“. Diesen Werten konnte eine breite Aufmerksamkeit und Akzeptanz sicher sein, auch bei nicht religiös gebundenen Bürgern (und LehrerInnen!). Der Streit entbrannte jedoch bekanntlich vor allem um die im gleichen Paragraphen genannte Wertegrundlage: „anknüpfend an die christliche Tradition im europäischen Kulturkreis“.

Ähnliches ereignete sich bei der Diskussion um den Sächsischen Bildungsplan. Ein vom Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamt in Absprache mit dem Bischof Dresden-Meißen erarbeiteter Abschnitt „Religiöse Grunderfahrungen und Werteentwicklung“, der als „Ergänzende Aspekte“ dem Bildungsplan beigelegt wurde, stieß auf harsche Kritik - vorrangig bei der PDS-Landtagsfraktion.

Der Verdacht wurde geäußert, der Staat wolle hier durch die Hintertür bzw. ganz direkt „missionieren“. Durch ein Schreiben an alle Einrichtungen habe ich deutlich gemacht, dass es sich lediglich um Empfehlungen handelte, mit diesem Thema in Krippe, Kindergarten und Hort aktiv umzugehen. Der Bildungsplan selbst, der im Sächsischen Kindertagesstättengesetz als die Grundlage für die pädagogische Arbeit in den Kindertageseinrichtungen und in der Kindertagespflege festgeschrieben wird, ist sehr offen angelegt. Unter den Ausführungen zum Bildungsbereich „Soziales Lernen“ heißt es: „Die Auseinandersetzung mit Wertfragen und mit existenziellen Fragen ist nicht auf konfessionelle Einrichtungen beschränkt, sondern betrifft die Bildungsarbeit mit Kindern insgesamt. Für damit zusammenhängende Bildungsanforderungen wie Entscheidungsfähigkeit, Beziehungsgewissheit, Sinn- und Lebensorientierung haben religiöse Traditionen exemplarische Antworten bereitgestellt. Die in einer Kindertageseinrichtung anzutreffenden religiösen Orientierungen können als Beispiel und Anlass für die Beschäftigung mit weltanschaulichen Fragen genutzt werden.“

Für Christen ist das sicher ein eher zu vorsichtiger Verweis auf ein in zwei Diktaturen vernachlässigtes Bildungsgut. In einigen Bildungsplänen der alten Bundesländer, wie

zum Beispiel in Bayern (mit zwei Dritteln der Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft) wird religiöser Bildung wesentlich mehr Raum gegeben. Der Beirat zur Erstellung des Sächsischen Bildungsplanes diskutierte die Stellung und den Umfang der Ausführungen zu diesem Thema und kam zu der Auffassung, dass sie vor dem Hintergrund des im Plan implizierten Bildes vom Kind ausreichend seien. Diakonie und Caritas jedoch baten um eine Erweiterung des Themas. Im Ergebnis kam es zu der schon erwähnten Ergänzung der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche. Der Text kann unter www.kita-bildungsserver.de eingesehen werden.

Woher kommen die Befindlichkeiten? In Sachsen arbeiten derzeit über 2600 Kindertageseinrichtungen, davon 260 in konfessioneller Trägerschaft. In diesen ca. 10 Prozent ist religiöse Bildung klar in den Konzeptionen verankert. Darüber hinaus gibt es jedoch offensichtliche Berührungspunkte mit dem Thema Religion und Religiosität. Geschult ist dies wohl zum einen der generellen Unsicherheit der großen Mehrzahl der in der DDR ausgebildeten Erzieherinnen und Erzieher (der Altersdurchschnitt bewegt sich z.Z. um die 50) mit diesem Thema. Hier fehlt es an Grundlagenwissen und auch an Fortbildung. Zum anderen machen die Fachkräfte die Beobachtung, dass die Kinder in einem gesellschaftlichen Umfeld aufwachsen, das sich – abgesehen von der großen Mehrheit ohne religiöses Bekenntnis – durch eine Vielfalt von Religionszugehörigkeiten und religiösen Angeboten auszeichnet. Daher kommen verstärkt Forderungen nach religiöser Neutralität oder auch nach gleichberechtigter Vielfalt der Angebote im Kindergarten.

Bedauerlicherweise fehlt es daher weithin am Grundverständnis dessen, was das Grundgesetz als „Verantwortung vor Gott und den Menschen“ bezeichnet, sowie am Bekenntnis zu den christlichen Traditionen, die die kulturelle Entwicklung in Sachsen nachweislich und nachhaltig prägen. Wertevermittlung in Kindertageseinrichtungen wird von allen Beteiligten gefordert, über Herkunft und Verwurzelung der Werte wird jedoch zu wenig nachgedacht. Eltern haben in der Debatte über den Bildungsplan darauf hingewiesen, dass Religion Privatsache der Familien sei und auch dort bleiben solle. Andere Eltern haben sich beschwert, dass Kindertageseinrichtungen in öffentlichen Aushängen Grundsatzpositionen gegen die religiöse Bildung verbreitet haben. Schließlich meldeten sich Pfarrer, aber auch bewusste Christen mit der Forderung zu Wort, von staatlicher Seite viel deutlicher auf die religiöse Bildung als Angebot für alle Kinder einzuwirken.



Helma Orosz, Sächsische Staatsministerin für Soziales

In diesem Spannungsfeld bewegte sich die Diskussion, die noch lange nicht abgeschlossen ist. Aus manchen Meinungsäußerungen wurde neben der Kritik das dringende Bedürfnis deutlich, sich überhaupt einmal mit diesem Thema auseinander zu setzen und dabei zu Positionen zu kommen. Leider wurde die Diskussion fast ausschließlich von Experten aus Politik, Kirche und Medien geführt, Erzieherinnen und Erzieher meldeten sich kaum zu Wort. Wir können jedoch davon ausgehen, dass die Themen vor Ort diskutiert und behandelt werden. Ein Kind, das wach durch seine Welt geht, stößt mit Sicherheit auf Fragen, die entweder aus dem Alltag heraus entstehen oder auch weit über ihn hinausgehen wie: „Warum läuten eigentlich die Kirchenglocken? Warum ist mitten in der Woche Bußtag als Feiertag? Wieso ist eigentlich Sonntag frei und nicht Montag? Was sind das für Menschen in der Weihnachtskrippe?“

Nicht nur wegen dieser Fragen, sondern vor allem wegen Fragen, die über die Grenzen des Zähl- und Messbaren hinausgehen, darf religiöse Bildung Kindern nicht vorenthalten werden.

Kinder brauchen Orientierungskompetenz. Dabei kann die Begegnung mit Menschen helfen, die in ihrem Glauben Antwort auf die Sinnfragen, die auch schon Kinder stellen, gefunden haben. Kindertagesbetreuung in öffentlicher Verantwortung sollte diese Erfahrungen ermöglichen und nicht verhindern.

Von Zeit zu Zeit kommen die Schulen in die Schlagzeilen. Meist sind es erschütternde, dramatische Ereignisse. Es wäre ungerecht, vor allem von solchen Extremerfahrungen aus auf die Wirklichkeit von Schule zu schauen. Dennoch stellt sich die Frage: Wie kann Schule für soziale Vorgänge sensibilisieren, so dass problematische Entwicklungen bei Schülern wahrgenommen und entsprechend beantwortet werden? Diese Frage stellt sich für eine katholische Schule wie das Dresdner St. Benno-Gymnasium umso mehr, da sie auf Werte wie Nächstenliebe, Mitgefühl und Hilfsbereitschaft verpflichtet ist und diese vermitteln will.

Das Projekt „Compassion“ ist eine Antwort. Worum handelt es sich? Wir verstehen Compassion einerseits als mitlaufendes Unterrichtsprinzip in allen Klassen: Die Schüler sollen sich innerhalb und außerhalb des Unterrichts über alle Jahrgangsstufen hinweg mit sozialen Problemen beschäftigen und im Horizont des biblischen Auftrages zur Nächstenliebe reflektieren. Andererseits ist „Compassion“ ein klar umgrenztes Projekt: Alle Schüler der Klassenstufe 10 absolvieren ein zweiwöchiges Sozialpraktikum, das im Unterricht vor- und nachbereitet wird.

Compassion als unterrichtsbegleitendes Prinzip

Compassion soll als mitlaufendes Unterrichtsprinzip Schule und Unterricht in allen Klassenstufen prägen. Einige Beispiele können dies verdeutlichen:

In der Arbeitsgemeinschaft „Vinzenzkonferenz“ finden sich Jugendliche zusammen, die Bewohner des St. Michael-Altenheimes besuchen, auch einmal in die Schule einladen, Begegnungs-, Sing-, Spiel-, Back- und Bastelnachmittage oder gemeinsame Spaziergänge gestalten.

Ein Grundkurs Kunst in Klassenstufe 11 führt den Compassion-Gedanken nach dem Praktikum in Klasse 10 gezielt weiter. Die Schüler werden in Kooperation mit einer Kunsttherapeutin zunächst auf gemeinsames künstlerisches Arbeiten mit älteren Menschen eines benachbarten Alten- und Pflegeheimes vorbereitet. In zweiwöchigem Rhythmus gestalten anschließend „Alt und Jung“ das gemeinsame praktische Arbeiten und verbinden in gelungener Weise Kunst und Compassion.

Schüler der Klassenstufe 9 gehen im Rahmen des Religionsunterrichts in ein Seniorenheim, um demenziell erkrankten Bewohnern vorzulesen, Sprichwörterrätsel zu lösen oder mit ihnen an der Elbe spazieren zu gehen. Personale Begegnungen öffnen die Herzen

von Jung und Alt – und die Schüler lernen so verstehen, was Compassion eigentlich meint.

Schüler gestalten den „Weg der Erinnerung“ in Dresden mit und beschäftigen sich mit Zwangsarbeit, Euthanasie oder Ausländerfeindlichkeit – und stellen fest: „Erinnern ist ein hartes Geschäft.“

Kleinere Aktivitäten stärken vielfältiges Engagement für Projekte in Indien, Uganda, Kolumbien und anderen Teilen dieser Welt: Patenschaften, Adventskalender „Vergessene Kriege“ oder Unterrichtseinheiten, die ethische Reflexionen in den Mittelpunkt rücken.

Solche Akzente im Leben der Schule sollen u.a. folgende Ziele erreichen: Berührungsängste im Umgang mit sozialen Problemen werden abgebaut, Jugendliche begreifen die soziale Dimension einer Gesellschaft besser und verstehen sich als Teil der sozialen Wirklichkeit. Junge Menschen, die oft aus gut situierten Familien kommen, lernen auch die Schattenseiten des Lebens nicht nur theoretisch, sondern praktisch kennen. Die Werte der Nächstenliebe und des Mitfühlens werden als sinnstiftend erlebt: Es macht auch Freude, anderen zu helfen.

Compassion als Sozialpraktikum

Diese durchlaufende Linie wird durch ein kompaktes Sozialpraktikum verstärkt: Alle Schüler der 10. Klasse absolvieren nach den Winterferien ein vierzehntägiges Praktikum in einer sozialen Einrichtung. Sie verbringen diese Zeit also in einem Krankenhaus, Altenheim, Pflegeheim, Kindergarten, Behindertenheim, Obdachlosenheim, Asylantenheim, in der Bahnhofsmision oder einer Hospizeinrichtung.

Der Unterricht verschiedener Fächer begleitet dieses Sozialpraktikum, indem er soziale, historische, biologische, ethische

Fragen aufgreift, die im Zusammenhang mit dem Praktikum aufkommen. Die Lehrer besuchen die Schüler vor Ort und erleben so die jungen Menschen in diesem Umfeld. Dies alles geschieht mit der Absicht, den Schülern zu helfen, ihre Erfahrungen in den Begegnungen mit behinderten, kranken oder am Rand der Gesellschaft lebenden, leidenden oder auch sterbenden Menschen zu artikulieren, zu reflektieren und einzuordnen. Die Jugendlichen erfahren dadurch ihre Stärken, aber auch ihre Grenzen bei der zutiefst menschlichen Erfahrung des „Mitfühlens“, der „Mitleidenschaft“. Von daher kommt auch der Begriff „Compassion“.

Ermutigende Erfahrungen

Unsere Erfahrungen ermutigen uns, auf dem eingeschlagenen Weg weiter zu gehen. Für die Jugendlichen eröffnen sich oft ganz neue Sichtweisen auf Lebensumstände und Lebensschicksale. Es entstehen persönliche Beziehungen, die den Blick für den einzelnen schärfen. Jugendliche werden so von innen heraus sensibilisiert für Lebensschicksale, die ihnen bis dahin unzugänglich waren, die ihnen seltsam oder anstößig vorkamen, für die sie sich vorher nicht öffnen konnten oder über die sie noch gar nicht nachgedacht hatten.

Wir erleben auch, dass junge Menschen so ermutigt werden, über gesellschaftliche Verpflichtung nachzudenken und soziale Verantwortung zu übernehmen. Dieser Weg führt nicht über Moralpredigten, sondern über die Befähigung zur Beziehung. Verstehen und Mitleiden beginnen mit der Beziehung zum Anderen. Viele überzeugende Christen haben uns dies vorgelebt. In der Tradition von Juden- und Christentum ist Compassion so auch Ausdruck der unzertrennlichen Einheit von Gottes- und Nächstenliebe.

Jürgen Leide, St. Benno-Gymnasium Dresden



STUDIENFAHRT Breslau

Nach ihren eigenen Worten war ihr ganzes Leben wie ein Gebet, das die Wahrheit suchte. Am 12. Oktober 1891 in Breslau als jüngstes von sieben Kindern jüdischer Eltern geboren, wurde sie streng nach jüdischem Glauben erzogen. Ihre Eigenschaften Disziplin, Entschiedenheit, Genügsamkeit, Ehrgeiz und Intelligenz prägten ihren Lebensweg, der bestimmt war von Umtriebigkeit und der Gewissheit in die engen bürgerlichen Verhältnisse ihrer Zeit nicht hineinzupassen. Sie wollte lernen, Wissen erwerben. Für das Judentum zeigte sie wenig Interesse. Als Gymnasiastin und Studentin verliert sie ihren Glauben, unterbricht ihre Schullaufbahn, verlässt 14jährig für ein Jahr ihr Elternhaus, um diesen Schritt bei ihrer in Hamburg lebenden Schwester zu reflektieren. Früh kommt sie darauf, dass Selbstkontrolle wichtig für die Würde der Person ist. Zurückgekehrt studiert sie nach dem Abitur in Breslau und Göttingen Germanistik, Geschichte, Psychologie und Philosophie, worin sie später promoviert. Ihr Wissenwollen und das Streben Dinge ursächlich zu verstehen, führt sie über eine Schrift der Hl. Theresia von Avila zum Christentum. 1922 konvertiert sie zum katholischen Glauben. Sie ist angelangt am Ziel ihrer Suche nach der Wahrheit. Die Unruhe früherer Jahre weicht innerer Gelassenheit und Sicherheit – bis zu ihrem Tod. 1942 wird sie deportiert und in Auschwitz getötet.

Breslau, wichtige Station im Leben dieser beeindruckenden Frau. Die Katholische Akademie begibt sich 2007 auf die „Spuren Edith Steins“. Zu dieser Studienfahrt sind Sie herzlich eingeladen!

Studienfahrt
12./13. Mai 2007
Informationen anfordern!

GOTT IN EUROPA

Heute lässt sich in Deutschland und Europa insgesamt die Befindlichkeit vieler Menschen wohl am ehesten mit dem Begriff „Verunsicherung“ umschreiben. Die Euphorie des Jahres 1989 ist verflogen, neue globale Bedrohungen scheinen seit dem 11. September 2001 auf. Viele Menschen in allen Teilen Europas fürchten um ihren Arbeitsplatz. „Brüssel“ ist in der breiten Öffentlichkeit zum Synonym für überzogene Bürokratie geworden, und in vielen Staaten, die erst 2004 der Union beigetreten sind, macht sich Euroskeptizismus breit. Hierin gleicht das „neue“ Europa dem „alten“.

Wo stehen nun vor diesem Hintergrund Religiosität und Gläubigkeit der Menschen im frühen 21. Jahrhundert? Der religiöse Markt boomt, allenthalben finden Sinnangebote unterschiedlichster Art reißenden Absatz,

meist in Form eines Gemischs aus esoterischen, okkulten und fernöstlich-meditativen Elementen. Hier hat sich in Deutschland und auch im übrigen Europa ein regelrechter Wirtschaftszweig entwickelt. Daneben finden auch die traditionellen Religionen wieder stärker Zuspuch.

Zeichnet sich hier eine echte Trendwende ab? Folgt auf die Säkularisierung nun eine neue Welle der religiösen Erneuerung? Welchen Stellenwert nehmen dabei die Christen und die Kirchen ein? Welche Konsequenzen hat dies für die Zukunft Europas? Diese und weitere damit verbundene Fragen und Probleme sollen in einem Podiumsgespräch angesprochen werden. Ihre Teilnahme zugesagt haben der Publizist György Konrád aus Budapest, Oberkirchenrätin Antje Heider-Rottwilm, Hannover, Bischof Adrian van Luyn SDB, Rotterdam, und Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Religionssoziologe, Wien. Die Moderation übernimmt Prof. Dr. Michael Albus, Theologe und langjähriger ZDF-Journalist sowie verantwortlicher Redakteur der vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und von Renovabis herausgegebenen Zeitschrift OST WEST-Europäische Perspektiven, Mainz.

Podiumsdiskussion
19. April 2007, 20 Uhr, Kathedralforum Dresden

IMPRESSUM

Herausgeber & Redaktion:

Katholische Akademie
des Bistums Dresden-Meißen
Schloßstr. 24, 01067 Dresden

Redaktionsleiter
Andreas Richter

Tel.: (03 51) 4844-742
Fax: (0351) 4844-840

E-Mail: info@ka-dd.de
Internet: www.ka-dd.de

Layout:

MinneMedia
Werbeagentur, Leipzig/Dresden
Internet: www.minnemediade.de

Bilder:

MinneMedia GmbH, Cover
Silvia Graumann
Bistum Dresden-Meißen, Seite 2,3
Joachim Klose, Seite 8
Original im Nationalmuseum Madrid, S. 19
Sächs. Staatsministerium für Soziales, S. 22

Satz:

Silvia Graumann

Druck:

Druckerei Vettters, Radeburg

